L. O germ 1622

ALBERTUS KIRCHMAYER
CAN. R.W. PROF. RHET.

273

8° S. o. germ. 1622-1

Bibl. Bodl. Lipsiensis.

pag. 680.

Wielanot

<3670007658001 3

<3670007658001 3

Bayer. Staatsbibliothek

WIELANDs

KLEINERE PROSAISCHE

SCHRIFTEN

ERSTER BAND.

Neue, verbefserte Ausgabe.

LEIPZIG,
bey Weidmanns Erben und Reich.
1785.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

VERZEICHNIS

DER

IN DIESEM THEIL ENTHALTNEN STÜCKE.

I. Ueber das Verhältnis des Angenehmen zum Nüzlichen.

II. BONIFAZ SCHLEICHERS *Jugendgeschichte.*

III. Ueber die vorgebliche Abnahme des menschlichen Geschlechts.

IV. Ueber die IDEALE *der Alten.*

V. Was ist Wahrheit?

VI. Philosophie die Kunst zu leben und die Heilkunst der Seele.

VII.

VII. Etwas von dem älteſten Zeitkürzungs-Spielen.

VIII. Ueber den Charakter des ERASMUS *von* ROTTERDAM.

IX. Wie man lieſt. Eine Anekdote.

X. AESOPUS *und* SOLON.

XI. Die STERBENDE POLYXENA *des Euripides.*

I. ÜBER

I.

ÜBER

DAS VERHÄLTNIS

DES

ANGENEHMEN

ZUM

NÜZLICHEN.

BALZAC — ein unter uns wenig bekannter und selbst von seinen landesleuten vergessener berühmter *Schöndenker* und wiziger briefsteller unter *Ludewig XIII* — war nicht selten in dem falle etwas albernes zu sagen, indem er etwas sehr sinnreiches gesagt zu haben glaubte; indessen lieffen ihm auch

öfters gute gedanken vor den ſchuſs, — wie es einem menſchen nothwendig begegnen muſs, der, wie Er, ſein leben damit zubringt gedanken aufzujagen. In folgender ſtelle gefällt mir der ſchluſsgedanke (der epigrammatiſchen wendung ungeachtet) wegen der einfalt, und einleuchtenden wahrheit des bildes, in welches er eingekleidet iſt. „Man muſs, „ſagt er, bücher zur erholung und zur ergezlich„keit haben, wie man bücher zur belehrung und zu „geſchäften haben muſs. Jene ſind angenehm, die„ſe nüzlich, und der menſchliche Geiſt bedarf bey„de. Das Canoniſche recht und das Juſtinianiſche „geſez ſey und bleibe in ehren, und herrſche auf „den Univerſitäten; aber man verbanne darum den „Homer und Virgil nicht. *Wir wollen den oelbaum „und den weinſtock bauen, aber ohne roſen und „myrten auszurotten.*„

Ich finde bey dieſer ſtelle zweyerley anzumerken: Das eine iſt, daſs *Balzac* den Pedanten, welche die günſtlinge der Muſen und ihre werke mit gerümpfter naſe anſehen, zu viel einräumt, wenn er die *Homere* und *Virgile* blos unter die *ergetzen-*

den

den schriftsteller rechnet. Das vernünftige alterthum dachte ganz anders, und Horaz behauptet mit gutem fug, dafs man mehr praktische Philosophie vom Homer lernen könne als von Krantor nnd Chrysippus.

Sodann däucht mich, dafs es überhaupt mehr eine kaufmännische als philosophische art zu denken zeige, wenn man das *angenehme* dem *nüzlichen entgegenstellt*, und jenes gegen diesem mit einer art von verachtung ansieht. — Man merke, dafs ich hier blos von dem angenehmen rede, das für einen unverdorbnen geschmack angenehm ist, und weder gesetze und pflichten noch ein gesundes moralisches Gefühl beleidiget. — Dies vorausgesetzt, sage ich: das *nüzliche* in so ferne man es dem *schönen* und *angenehmen* entgegensezt, haben wir mit dem niedrigsten vieh gemein, und indem wir lieben und schätzen was uns in diesem verstande nüzlich ist, thun wir nichts als was das oechslein und das eselein auch thut. Der werth dieses nüzlichen hängt von seiner mehrern oder mindern unentbehrlichkeit ab. In so fern also eine sache zur erhaltung

der menſchlichen gattung und der bürgerlichen gesellſchaft nothwendig iſt, in ſo fern iſt ſie allerdings etwas gutes; aber etwas *vortrefliches* iſt ſie darum nicht. Daher begehren wir auch das nüzliche nicht um ſein ſelbſt, ſondern blos um gewiſſer vortheile willen, die wir davon ziehen. Das *ſchöne* hingegen lieben wir aus einem *innern vorzug unſrer natur* vor der blos thieriſchen; denn unter allen thieren, iſt der Menſch allein mit einem zarten gefühl für *ordnung*, *ſchönheit* und *Grazie* begabt. Daher kömmt es, daſs er deſto vollkommner und, ſo zu reden, *deſto mehr menſch* iſt, je ausgebreiteter und innniger ſeine liebe zum ſchönen iſt, und je feiner und ſichrer er durch die bloſse empfindung die verſchiedenen grade und arten des ſchönen zu unterſcheiden weiſs. Und daher iſt's auch blos das ſchöne, in künſten ſowohl als in lebensart und ſitten, was den geſelligen, entwickelten und verfeinerten menſchen von dem wilden und barbaren unterſcheidet: ja, alle künſte ohne ausnahme, und die wiſſenſchaften ſelbſt, haben ihr wachsthum beynahe allein, dieſer dem menſchen eingepflanzten liebe zum ſchönen

nen und vollkommnen zu danken, und würden noch unendlich weit von dem grade, zu dem sie in Europa gestigen sind, entfernt seyn, wenn man sie in die engen grenzen des nothwendigen und nüzlichen, im gemeinen sinne dieses wortes, hätte einschränken wollen.

Dies lezte that *Sokrates*, *) und wenn er jemals in irgend einer sache unrecht hatte, so war's in diesem stücke. *Keppler* und *Newton* würden nimmermehr die gesetze des weltsystems — das schönste, was der menschliche geist jemals durch denken herausgebracht hat — gefunden haben, wenn sie, seiner vorschrift zufolge, die Messkunst auf die blosse feldmesserey und die Astronomie auf den blosen nothdürftigen gebrauch bey land- und see-reisen und beym kalendermachen eingeschränkt hätten.

Sokrates ermahnte die Mahler und Bildhauer, das schöne und angenehme mit dem *nüzlichen* zu verbinden: so wie er die Tänzer aufmuntert, das vergnügen, das ihre kunst zu geben fähig sey, zu

*) S. das 7te *Kap. im III. Buche der Sokrat. Denkwürd. Xenophons.*

veredeln, und das *herz* zugleich mit den *sinnen* zu ergetzen. Dem nemlichen grundsatze zufolge muste er diejenigen arbeiter, welche sich mit den unentbehrlichern dingen beschäftigen, ermahnen, das nüzliche soviel möglich mit dem *schönen* zu vereinigen. Aber nichts für schön gelten lassen wollen, als *in sofern* es nüzlich ist, heist die Begriffe verwirren.

Schönheit und Grazie sind zwar durch die Natur selbst mit dem nüzlichen *verwandt:* aber sie sind nicht darum begehrenswürdig weil sie nüzlich sind, sondern weil es der natur des menschen gemäs ist, in ihrem anschauen ein reines und edles vergnügen zu geniesen; ein vergnügen, das mit demjenigen, so uns das *anschauen der tugend* macht, völlig gleichartig, und eben so sehr ein *bedürfnis vernünftiger wesen* ist, als nahrung, kleidung und wohnung bedürfnisse des thierischen menschen sind.

Ich sage *des thierischen menschen*, weil er sie mit allen andern oder doch mit den meisten *thieren gemein* hat. Aber weder diese thierischen bedürfnisse, noch die fähigkeit und bestrebung solche zu befriedigen,

digen, machen ihn zum *Menschen.* Indem er für sein futter sorgt, sich ein nest baut, sich zu einem weibchen hält, seine jungen äzt, und sich mit einem andern herumbeisst der ihm sein futter nehmen, oder sich in den besiz seines nestes setzen will, — in allem diesem handelt er, was das *materielle* betrift, als ein *thier.* Blos durch die *art* und *form*, *wie* der mensch — wofern er nicht durch zwingende äusre ursachen zu einem viehischen stande gebracht und darinn erhalten wird — alle diese thierische dinge thut, unterscheidet und erhebt er sich über alle übrige thierarten, und zeigt seine *menschheit.* Denn dies thier das sich Mensch nennt, und *dies allein*, hat ein *angebohrnes gefühl* für *schönheit* und *ordnung*, hat ein *herz* das zur *mittheilung seiner selbst*, zu *mitleiden* und *mitfreude*, und zu einer *unendlichen mannigfaltigkeit angenehmer* und *schöner empfindungen* aufgelegt ist; hat einen starken hang zum *nachahmen* und *schaffen*, und bemüht sich unaufhörlich an dem was er erfunden oder gemacht hat, zu *bessern.*

Alle diese eigenschaften zusammengenommen unterscheiden ihn wesentlich von den übrigen thieren, machen ihn zu ihrem herrn und meister, unterwerfen ihm erde und mêr, und bringen ihn von stuffe zu stuffe so weit, dafs er durch die beynahe unbegrenzte erhöhung seiner kunstfähigkeiten, im stande ist, die Natur selbst umzugestalten, und sich aus den materialien die sie ihm giebt eine neue, zu seinen besondern absichten vollkommner eingerichtete Welt zu erschaffen.

Das erste, worinn der mensch diese seine vorzüglichkeit offenbart, ist die *verfeinerung* und *veredlung* aller der bedürfnisse, triebe und verrichtungen, *die er mit den thieren gemein hat.* Die *zeit*, die er dazu braucht, kömmt hier nicht in betrachtung. Genug er bringt es endlich dahin, dafs er seinen unterhalt nicht mehr dem blofsen zufall abbetteln mufs; und die gröfsere sicherheit einer reichlichern und bessern nahrung läfst ihm mufse, auch auf die vervollkommung der übrigen erfordernisse des lebens zu denken. Er erfindet eine kunst nach der andern; jede derselben vermehrt die sicherheit

oder

oder das vergnügen seines daseyns; und so steigt er unaufhörlich vom *unentbehrlichen* zum *gemächlichen* vom gemächlichen zum *schönen.*

Die *natürliche gesellschaft* in der er gebohren ist, verbunden mit der nothwendigkeit sich gegen die nachtheiligen folgen der grosen ausbreitung der menschlichen gattung sicher zu stellen, veranlast ihn endlich zur *bürgerlichen* gesellschaft und lebensart.

Aber auch da hat er kaum für das *nothwendige*, für die mittel der innern und äusserlichen sicherheit gesorgt: so sehen wir ihn auf tausendfältige art beschäftigt, diesen seinen neuen zustand zu *verschönern.* Unvermerkt verwandeln sich kleine dörfer in grose Städte, die wohnsitze der künste und der handlung, und die vereinigungspuncte der verschiedenen nationen des erdbodens. Der mensch breitet sich auf allen seiten und in jedem sinne immer weiter aus; schiffarth und handelschaft vermehren die verhältnisse und beschäftigungen, indem sie die bedürfnisse und güter des lebens vervielfältigen; reichthum und wollust verfeinern jede kunst deren mutter

noth und mangel war; muſse, ruhmbegierde und öffentliche aufmunterung befördern das wachsthum der wiſſenſchaften, welche, durch das licht das ſie ſiber alle gegenſtände des menſchlichen lebens verbreiten, zu reichen quellen neuer vortheile und vergnügungen werden.

Aber in eben dem mâſse, wie der menſch ſeinen äuſsern zuſtand verbeſſert und verſchönert, entwickelt ſich auch ſein gefühl für das *ſittliche ſchöne*. Er entſagt den rohen und unmenſchlichen gebräuchen der wildheit; lernt alle gewaltſamen handlungen gegen ſeines gleichen verabſcheuen, und gewöhnt ſich an die geſetze der gerechtigkeit und billigkeit. Die mannigfaltigen verhältniſſe des geſellſchaftlichen ſtandes entwickeln und beſtimmen die begriffe des wohlſtandes und der höflichkeit; und die begierde ſich andern gefällig zu machen und ſich bey ihnen in achtung zu ſetzen, lehrt ihn ſeine leidenſchaften zurück halten, ſeine fehler verbergen, ſeine beſte ſeite heraus kehren, und alles was er thut auf eine anſtändige art verrichten; mit einem worte, ſeine ſitten verſchönern ſich mit ſeinem übrigen zuſtande.

Durch

Durch alle dieſe ſtuffen erhebt er ſich endlich bis zu der *höchſten vervollkommung ſeines geiſtes*, die in ſeinem gegenwärtigen leben möglich iſt, zu dem *groſsen begriffe des ganzen* wovon er ein theil iſt, *zum Ideal* des ſchönen und guten, zu *weisheit* und *tugend*, und zur *anbetung des unerforſchlichen Urhebers der natur*, des *allgemeinen Vaters der geiſter*, deſſen willen zu erkennen und zu thun zugleich ihr gröſstes *vorrecht*, ihre erſte *pflicht* und ihr reinſtes *vergnügen* iſt.

Alles dies, nennen wir mit Einem worte: *die fortſchritte der menſchheit.* Und nun antworte ſich ein jeder ſelbſt auf die frage: würde der menſch ſie gemacht haben, wenn jenes angebohrne gefühl des *ſchönen* und *anſtändigen* unthätig in ihm geblieben wäre? Nehmet es ihm, und alle wirkungen ſeiner ſchaffenden macht, alle denkmäler ſeiner gröſse, alle reichthümer der natur und kunſt, in deren beſiz er ſich geſezt hat, *verſchwinden*; er ſinkt in den viehiſchen ſtand der dummen und gefühlloſen *bewohner von Neuholland* zurück, und mit ihm verſinkt die Natur ſelbſt in wildheit, und chaotiſche, ungeſtalt.

Was

Was ſind alle dieſe *ſtuffen* durch die der menſch nach und nach ſich der vollkommenheit nähert als *verſchönerungen*? verſchönerung ſeiner bedürfniſſe, lebensart, kleidung, wohnung, geräthe? verſchönerungen ſeines geiſtes und herzens, ſeiner geſinnungen und leidenſchaften, ſeiner ſprache, ſitten, gebräuche, vergnügungen?

Welch ein abſtand von der *erſten hütte* zu einem gebäude von *Palladio*? von der *përoge* eines *Caraiben* zu einem linienſchiffe? von den drey *klötzen*, die in uralten zeiten bey den *Böotiern* die *Huldgöttinnen* vorſtellten, zu den *Grazien des Praxiteles*? von einem *dorfe der Hottentotten* oder wilder Indianer zu einer ſtadt wie *London*? — von dem *puz* einer *Neu-Seeländerin* zum puz einer *Sultanin*? von der *ſprache* der einwohner von *Otahity* zu den ſprachen des *Homer*, *Virgil*, *Taſſo*, *Milton* und *Voltaire*?

Durch wie viel unzählige grade der verſchönerung muſsten die menſchen und die menſchlichen dinge gehen, bis ſie dieſen beyhahe unermeſslichen zwiſchenraum zurückgelegt hatten!

Die

Die begierde zum *verſchönern* und *verfeinern*, und die unzufriedenheit mit dem geringern grade, ſo bald man einen höhern kennen lernt, ſind die wahren einzigen und höchſt einfachen triebfedern, wodurch der menſch es dahin gebracht hat, wo wir ihn ſehen. Alle völker, die ſich vervollkommnet haben, machen den beweis dieſes ſatzes, und wenn ſich würcklich ſolche finden ſollten, die — ohne beſondere phyſiſche oder ſittliche hinderniſſe — immer auf dem nemlichen grade der Unvollkommenheit ſtehen blieben, oder gar einen gänzlichen mangel jener triebfedern der vervollkommung verriethen; ſo hätte man Urſache, ſie vielmehr für eine beſondere art von menſchenähnlichen thieren als für würkliche menſchen unſres ſtammes und unſrer art zu halten.

Wenn nun (wie niemand läugnen wird) alles, was *den Menſchen* und ſeinen *zuſtand* vervollkommnet, den namen des *nüzlichen* verdient: wo bleibt der grund dieſes verhaſsten gegenſatzes, den gewiſſe Oſtrogothen noch immer zwiſchen dem *ſchönen* und *nüzlichen* machen? — Vermuthlich haben dieſe leute wohl nie bedacht, was es für folgen haben würde,

de, wenn ein volk, das eine hohe ſtufe der verfeinerung erreicht hat, ſeine muſik, ſeine dichter, ſeine ſchauſpieler, ſeine mahler und übrige künſtler, mit einem worte, alles was zum gebiete der Muſen und Grazien gehört, des landes verwieſe oder verhungern lieſse, — oder, was eben ſo ſchlimm wäre, wenn es *den guten geſchmack* in allen dieſen künſten verlöhre?

Der verluſt von dingen, die ohne vergleichung weniger auf ſich haben, würde ſchon eine gewaltige lücke in ſeinem wohlſtande machen. — Wenn man euch eine rechnung vorlegte, was es für die Franzoſen zu bedeuten hätte, wenn nur die zwey kleinen artickel, *Fächer* und *Tabackdoſen*, aus der zahl der europäiſchen bedürfniſſe ausgeſtrichen werden könnten, — und ihr bedächtet dann, daſs dies nur ein paar kleine äſtchen von den unzählichen äſten und zweigen der Induſtrie ſind, welche die liebe zu ſpielſachen und flitterwerk, womit alle die groſsen kinder in hoſen und langen röcken um uns herum behaftet ſind, hervorgetrieben haben; und ihr wolltet ein wenig nachrechnen, wie *nützlich* der welt

ſogar

ſogar die *unnüzlichen* dinge ſind; und wolltet überlegen, daſs die gebiete des ſchönen und nüzlichen keine *geſchloſsenen gebiete*, ſondern auf ſo mannigfaltige art durcheinander gewunden ſind, daſs es gar nicht möglich iſt, ihre gränzen jemals genau und zuverläſsig anzugeben: kurz, daſs eine ſo groſse verwandtſchaft zwiſchen ihnen iſt, daſs beynahe alles nüzliche *ſchön*, und alles ſchöne *nüzlich* iſt, oder werden kann: wenn ihr das alles überlegtet, ſo würdet ihr — —

Aber es giebt leute, die (wie die Abderiten) vom überlegen nicht klüger werden. Wem der kopf einmal ſchief ſizt, der wird in ſeinem leben nicht dahin gebracht, die ſachen ſo zu ſehen, wie ſie von allen andern, die gerade vor ſich hinſchauen, geſehen werden.

Und dann giebt es noch eine gattung unverbeſſerlicher leute, die von jeher erklärte verächter des ſchönen geweſen ſind; nicht, weil ihnen der kopf ſchief ſizt, ſondern weil ſie nichts nüzlich nennen als was ihren ſeckel füllt. Nun iſt das handwerk eines Sykophanten, Quakſalbers, Amuletenkrämers,

Ducatenbeſchneiders, Kuplers, Tartüffen, u. ſ. w. ſo einträglich es auch ſeyn mag, gewiſs *nicht ſchön*: es iſt alſo natürlich, daſs dieſe herren allerſeits bey jeder gelegenheit eine tiefe verachtung *gegen das ſchöne das ihnen nichts eintrügt* zu tage legen. Ueberdies, wie manchem *Görgen* iſt ſeine dummheit nüzlich? Wie mancher verlöhre ſein ganzes anſehen, wenn die leute, unter denen er es gewonnen oder erſchlichen hat, geſchmack genug hätten, ächtes vom unächten, und ſchönes vom ſchlechten zu unterſcheiden? Solche leute haben freilich eine wichtige *Perſonalurſache*, feinde vom wiz und geſchmack zu ſeyn. Sie ſind in dem falle jenes ehrenmannes, der ſeine häſsliche tochter an einen blinden verheyrathet hatte, und nicht zugeben wollte, daſs ſeinem tochtermanne der Staar geſtochen würde.

Aber wir andern, die nur dabey zu gewinnen haben wenn wir klüger werden, was für Abderiten müſsten wir ſeyn, wenn wir uns von dieſen intereſſierten herren bereden laſſen wollten blind zu werden oder blind zu bleiben, damit — ihrer tochter häſslichkeit nicht offenbar werde?

II.

BONIFAZ SCHLEICHERS

IUGEND-GESCHICHTE.

Die im October 1775. im T. Merkur aufgeworfene frage: *Ob man ein heuchler ſeyn könne ohne es ſelbſt zu wiſſen?* wurde einige zeit darauf, bey einem beſuche den ich von meinem freunde und landsmann S. erhielt, der gegenſtand unſrer unterredung.

Die frage hatte, wie er mir ſagte, einiges aufſehen gemacht, und es war hie und da viel darüber pro und contra geſprochen worden.

Ich ſelbſt ſagte herr S. befand mich neulich in einer hübſchen geſellſchaft, wo dieſe materie, mit aller ſeichtigkeit, womit dergleichen ſpeculativiſche dinge in geſellſchaftlichen converſationen behandelt zu werden pflegen, durchgebeutelt wurde. Einer

der ausgemachteſten *Tartüffen*, die jemals von ſonne und mond beſchienen worden, (wiewohl nicht eigentlich von der *andächtlenden Claſſe*) führte das groſse wort. Er fand die frage überflüſsig und ärgerlich. Er wäre (behauptete er) gerade, als ob man fragte, ob jemand ein Falſchmünzer ſeyn könnte ohne es zu wiſſen? Da hätten die ſchelme gut ſchelme ſeyn, meynte er, wenn es noch zweifelhaft wäre, ob man wohl gar mit gutem gewiſſen ein ſchelm ſeyn könne?

Der mann war deſto unpartheyiſcher, da er *wider ſich ſelbſt* zeugte; wiewohl dies freylich eben nicht ſeine abſicht ſeyn mochte.

Man ſieht doch, — ſagte eine gewiſſe *Frau von A.* (die vor fünf und zwanzig jahren für das ſchönſte mädchen unſres Orts gehalten wurde, und ſeitdem in einer art von beſiz vel quaſi geblieben war, ſich für die *Venus* der ſtadt und landſchaft ** zu halten) — Man ſieht doch, ſagte ſie, indem ſie ihre augen mit einer anmuthsvollen verdrehung über den gegenüberhängenden ſpiegel wegſtreifen lieſs, und ſich ein wenig in die oberlippe biſs — wunder-

bare

bare exempel, wie die menſchen ſich ſelbſt betrügen können! Hält ſich die kleine *X.* ihrer ſtumpfnaſe und ihrer groſsen unterlippe zu troz, nicht für die niedlichſte kleine perſon unter der ſonne? Kennen wir nicht Alle die dicke frau *von B.*, die zu Kaiſer Carl des VII. zeiten ſich ſo gerne ſagen lieſs, ſie ſehe der berühmten Monteſpan wie zwey Tropfen waſſers gleich? Thut ſie nicht noch immer als ob jeder, der ſie anſieht, zum ſterben in ſie verliebt werden müſste? Warum ſollt' es einem heuchler nicht eben ſo gehen können?

Sich für ſchön, oder wenigſtens für liebenswürdig zu halten, ſagte herr *D.* iſt ein ſehr natürlicher, und, wie ich vermuthe, allgemeiner glaube junger frauenzimmer. Diejenigen, die es nur in einigem grade ſind, hören es überdies ſo viel und oft, daſs ihre beſcheidenheit endlich gezwungen iſt ſich auf die ſeite der eigenliebe zu ſchlagen. Indeſſen überſchleicht ein tag den andern. Unvermerkt werden jahre daraus. Man wird dreyſsig, man wird vierzig, ohne es gewahr zu werden. Der übergang von einem augenblick zum andern iſt ſo unmerklich,

merklich, dafs man ſich natürlicherweiſe in jedem noch immer für das hält, was man im vorgehenden war; und ſo geht es ganz begreiflich zu, dafs eine *Venus von zwanzig*, die ſo nach und nach von augenblick zu augenblik *vierzig* worden iſt, noch immer die *nehmliche Venus* zu ſeyn glaubt.

Was ihre runzeln auch dagegen einwenden mögen — ſchnarrte die junge Madam *C.* indem ſie einen anſpielenden ſeitenblik auf die frau von *A.* warf.

Die einwendungen junger runzeln kommen gegen das beglaubtej zeugnifs von mehr als zwanzig jahren in keine betrachtung, erwiederte herr *D.* mit dem tone, womit gewiſſe perſonen oft den platteſten einfall ſo geſchikt hinzuwerfen wiſsen, dafs er wie wiz klingt, und ohne weitere prüfung dafür genommen wird.

Ich bin vollkommen ihrer meynung, ſagte der *Tartüffe.* Aber das von Mad. *A.* angezogne beyſpiel, wovon Sie uns einen ſo guten grund angegeben haben, beweiſet, anſtatt *wider*, vollkommen *für* meine meynung. Der heuchler muſs nothwendig vom

erſten

erſten augenblik an, da er ſeine kunſt zu treiben anfängt, durch alle folgende ſich eben ſo gut bewuſst ſeyn daſs er ein heuchler iſt, als die *Frau von B.* ſich von kindheit an ihrer ſchönheit bewuſst war. Die folge iſt bey beyden die nehmliche. Je älter ſie wird, je tiefere wurzeln ſchlägt bey ihr das bewuſtſeyn ihrer reizungen; je länger er heuchelt, je mehr ſtärke gewinnt das innerliche bewuſtſeyn, daſs er ein ganz andrer mann iſt als er ſcheinen will.

Sollten wir nicht lieber ſagen, verſezte herr *D.* es gienge dem heuchler wie einem in ſeiner profeſſion graugewordnen lügner, der ſeine lügen ſo oft für wahr erzählt, bis er ſie endlich ſelbſt glaubt?

Richtig, he, he, he, getroffen, herr *D.* getroffen! rief ein ältlicher herr, der vor kurzem zu rathe erwählt worden war, weil ihn die gute mutter Natur mit einem herrlichen vollmondsgeſicht und einem ſtattlichen bauch begünſtiget hatte, und weil er auf alles was man ſagte ein kopfnicken, ein he, he, he, und ein exempelchen bereit hatte. Erinnern ſie ſich noch, fuhr er fort, indem er ſich unhöflicher-

weiſe an die frau von *A.* wandte, des magern lungenſichtigen ſchloſſers Iacob, den man gemeiniglich nur den *Gadriga* hieſs? Sein ſohn, bey deſſen älteſtem jungen ich gevatter war, erbte die werkſtatt, und den namen *Gadriga*, aber eigentlich ſchrieb ſich dieſer vom groſsvater her, den ſich mein ſeliger vater oft erinnerte in ſeinem ſchmuzigen lederwamms und mit ſeiner hohen ſchwarzſamtnen pelzmüze, die er mitten in den hundstagen nicht ablegte, als ein knabe geſehen zu haben. Dieſer alte *Gadriga* hatte in ſeinen jungen jahren lange gewandert, war in Frankreich, und in Holland, und ſogar in England geweſen; wie er denn würklich ein ſo guter ſchlöſſer war, als wir keinen wieder gehabt haben, ſeitdem wir alle unſre bürgersſöhne, ſo bald ſie ſich die naſe am ermel ſchneuzen können, *diſpenſando* ins heurathen pfuſchen laſſen. Aber wieder auf den alten *Gadriga* zu kommen, ſo pflegte der, wenn er an ſonn- und feyertagen abends mit andern bürgern bey einem kruge bier im wirtshauſe ſâſs, gemeiniglich von ſeiner wanderſchaft zu erzählen: und wie er in Colmar, und zu Cölln und in Middelburg, und

in Delft und Rotterdam gearbeitet, und ſich da in friſchem hering und lachs und auſtern dick gefreſſen, und engliſch bier dazu getrunken habe, und wie er in einem groſsen boote nach Harwich in England überfahren wollen, und wie das boot mit allen darauf befindlichen perſonen in einem ſchrecklichen ſturm jämmerlich zu grunde gegangen ſey. Zu guttem glücke, fuhr dann *Gadriga* fort, wurd' ich, juſt da ich vor mattigkeit nicht einen augenblik länger hätte ſchwimmen können, von einem ungeheuergroſsen wallfiſch verſchluckt. Soll mich dieſer und jener, wenn nicht unſre groſse pfarrkirche mit ſamt dem thurm und den neben- capellen in ſeinem bauche plaz gehabt hätte! Ich wollt' ihn ſchritt vor ſchritt ausgemeſſen haben, wenn ich vor den vielen maſtbäumen und kabeltauen, die er im leibe hatte, hätte fortkommen können. Nun ſtellt euch einmal vor, Brüder, rief er, wie einem ehrlichen chriſtenmenſchen ſo mutterſeelallein in ſo einem Sarrazeniſchen wallfiſchbauch zu muthe ſeyn muſs! Waſſer fand ich da genug für mein lebenlang, aber der henker kätte trinken mögen; es war lauter ſalz, pech,

ſchwefel und colofonium! Ich hatte wohl noch ein endchen knaſter und einen fingerhut voll brandtwein in der ficke; aber das reichte nicht weit, wie ihr ſeht; und mich hungerte wie ſechshundert wölfe. Da war guter rath theuer, nicht wahr? Möchte wohl ſehen, was ſolche burſche, wie ihr da, hättet anfangen wollen, wenn ihr ſo in einem gewölbe von wallfiſchrippen, jede dicker als ein zimmerbalken, geſtekt hättet! Aber, poz, wetter! wozu hälf einem ehrlichen kerl auch der verſtand, wenn einem in ſolchen umſtänden nichts einfiele? Der wallfiſch hatte eine leber, wohl ſo groſs wie fünf oder ſechs von den gröſsten Elſaſſer maſtſchweinen, die ihr in euerm leben geſehen habt. 'S war eine ſchöne friſche leber, mein ſeel! das waſſer lief mir ins maul, wenn ich ſie anſah. Ha, denk' ich, wer da eine gute ſchüſſel leberklöſse von dieſer wallfiſchleber hätte! Ihr hättet ihm ſtücke centnerweiſs wegſchneiden können, ohne daſs ers gewahr worden wäre. Zu gutem glücke fand ich eine *Baurengans* *) in meinem

*) *Name einer art von taſchenmeſſer, mit hölzernem griff in der gegend wo Gadriga lebte.*

nem hosensacke! Ein malterfak voll ducaten und doublonen hätte mich nicht so gefreut.„ — In diesem ton erzählte nun Gadriga fort, wie er feuer in des wallfisches bauch angemacht, und sich leberklösse dabey gekocht hätte, besser als er sie je in seinem leben gegessen; und auf jede frage, die seine zuhörer an ihn thaten, wo er dies und das dazu hergenommen, und wie es ihm weiter im wallfischbauch ergangen, und wie er den weg wieder herausgefunden, hatte er eine antwort in bereitschaft; und wenn ihm dann die ältern bürger ins gesicht lachten, schwur er himmel und hölle zusammen, dass alles punkt für punkt so wahr wäre wie amen. — Nun hören sie nur weiter; denn izt kömmt erst der rechte spas von der sache, he, he, he! weswegen ich ihnen nehmlich die ganze historie erzählt habe. Denn da der ehrliche Gadriga über achtzig jahre alt wurde, und alle sonn- und feyertage jahr aus jahr ein ins wirthshaus gieng, wo es sehr ofr gelegenheit gab von seiner wanderschaft zu reden: so erzählte Gadriga seine lüge von des wallfisches bauch, und von den leberklösen die er sich darinn gekocht,

ſo viel und oft, daſs er ſie zulezt im ſchlaf hätte erzählen können; und weil die leute, die indeſſen nachwuchſen, immer ungläubiger wurden: ſo log er binnen funfzig jahren nach und nach ſo viel umſtände hinzu, und bekräftigte die wahrheit davon bey jedem worte mit ſo vielen ſtrafmichgotten, ſappermenten und legionen teufeln, daſs er ſie endlich ſelbſt zu glauben anfieng, und in den lezten jahren ſeines lebens ſich darauf hätte ſengen und brennen laſſen, daſs ihm alles von wort zu wort würklich ſo begegnet ſey. He, he, he! — Woraus dann zu erſehen iſt „ —

Ihre erzählung hätte nicht paſſender kommen können, herr *E.* (unterbrach zu unſerm glücke herr *D.* den dicken Rathsherrn, der ſich in die laune zu ſchwatzen hinein erzählt hatte) Friede ſey mit dem alten Gadriga, wo ſich ſeine ſeele auch befinden mag! Nichts könnte geſchickter ſeyn als ſein exempel, um uns begreiflich zu machen, wie ein mann dazu kommen kann, nicht nur wider ſeinen eigentlichen vorſaz ein blos zur luſt erſonnenes mährchen für wahrheit zu geben, ſondern es zulezt ſelbſt da-

für

für zu halten. Ich bin gewiſs, daſs er anfänglich weiter nichts als ſpas machen wollte. Da er aber unter den zuhörern immer einige mehr oder weniger geneigt fand, ſeine lüge zu glauben, oder wenigſtens ſich daran zu beluſtigen; ſo war nichts natürlicher als daſs ihn die begierde *zu intereſſiren* und *zu überreden* unvermerkt weiter führte als er eigentlich zu gehen im ſinne hatte. Dieſe allen erzählern ſo natürliche begierde erwärmt ſeine einbildungskraft; der widerſpruch erhizt ſie immer mehr; die begierde recht zu behalten ſchürt nach; man überzeugt andre nur nach dem mâſse wie man ſelbſt überzeugt ſcheint; er ſpricht alſo immer aus einem ſtärkern tone; erdichtet immer neue umſtände, um ſeine erzählung wahrſcheinlicher zu machen; ſie wird es endlich für ihn ſelbſt, wird's mit jeder wiederhohlung mehr; und zulezt kömmt heraus, daſs er der narr von ſich ſelbſt geworden, und der einzige iſt, den er mit ſeiner lüge betrogen hat. Nun dünkt mich (um wieder auf unſern vorigen diſcurs zu kommen) gerade ſo wie es dem ehrlichen Gadriga mit ſeinem mährchen ergieng, könnt' es einem men-

menſchen ergehen, der ſich einige jahre lang viel mühe gegeben hätte, weiſer und tugendhafter zu ſcheinen als er würklich wäre. Je gröſsern vortheil er davon hätte, die welt durch dieſen angenommenen ſchein zu hintergehen, und je mehr es ihn mühe und aufmerkſamkeit koſtete den tugendhaften zu machen: um ſo natürlicher wär' es, wenn ſich ſeine einbildungskraft endlich ins ſpiel miſchte, und ihn, wenigſtens in gewiſſen augenblicken, beredete, daſs er es würklich ſey.

Mir däucht, ſagte Madam *F.* (die nicht gern eine gelegenheit vorbeygehen läſst, wo ſie ihre beleſenheit in engliſchen dichtern, wochenſchriften und ſchauſpielen anbringen kann) man könnte auf ihren heuchler ſehr ſchiklich eine feine ſtelle anwenden, die ich heute in Congrevs *Lauf der Welt* geleſen habe. Die rede iſt von einer gewiſſen Lady *Wiſhfort*, die in einem alter, wo anſprüche doppelt lächerlich ſind, und mit einer figur, die niemals welche zu machen gehabt hatte, ſich noch einfallen lieſs auf eroberungen auszugehen. Würklich erwartet ſie einen liebhaber, oder eigentlicher zu reden, einen

heu-

heurather, den die reizungen ihres vemögens herbeygelockt haben, und der sie noch nicht anders als aus ihrem bildnis kennt. Aber unglücklicher weise hat ein heftiger unwillen, in den sie eben über einen ehmaligen Ungetreuen ausgebrochen, ihre morgenarbeit am puztische so übel zugerichtet, dass ihr vor sich selbst graut, wie sie die schreckliche verwüstung im spiegel gewahr wird. „*Du muss „mich wieder zu rechte machen ehe Sir Roland kommt*," sagt sie zu ihrer kammerjungfer, „*oder „ich werde meinem bildnis schlecht wort halten*," — Sorgen sie nicht, gnädige frau, (spricht die jungfer) ein bischen kunst machte dass ihr bild *Ihnen* ähnlich sah; nun muss ein bischen von der nehmlichen kunst machen, dass Sie *Ihrem bilde* ähnlich sehen.

Wir waren so gerecht oder so höflich die anwendung sinnreich und passend zu finden; und ungefehr in diesem tone wurde das gespräch noch eine weile fortgesezt, bis jemand bemerkte, dass ich der einzige in der gesellschaft wäre, der seine meynung noch nicht gesagt hätte. Man wollte sich nicht damit abspeisen lassen, dass ich versicherte, ich fände

es

es wäre bereits viel gutes über die frage gesagt worden. Ich sollte mich schlechterdings erklären, ob ich sie mit Ja oder Nein beantwortete.

Ich gestund: dass ich kein bedenken trüge, mich auf die seite der wahrheit zu stellen, die in dieser gesellschaft sich für bejahung der frage zu erklären scheine.

Der *Tartüffe* sagte; er hoffe, dass ich schärfere beweise würde zu geben haben, als die bisher auf die bahn gekommen wären.

Ich halte es für etwas ganz ausgemachtes, erwiederte ich, dass — (nur sehr wenige schneeweisse fälen, die ich für grosse *seltenheiten* in der menschlichen natur ansehe, vielleicht ausgenommen) — die allermeisten von einem geheimen bestreben, weniger unvollkommen *scheinen* zu wollen als sie sind, nicht frey gesprochen werden können. Ich sehe dies geheime bestreben als eine art von Instinkt an, wodurch die Natur in einem jeden unter uns arbeitet, uns mit den übrigen, von welchen wir entweder würklich übertroffen, oder unbilliger weise übervortheilt werden, soviel möglich in wagerechten stand

zu ſetzen. Doch, was auch die urſache ſeyn mag, das Faktum hat unſtreitig ſeinen grund; und in ſo ferne möchte ſich das bekannte *omnis homo mendax* ganz richtig überſetzen laſſen: alle menſchen ſind heuchler. *Mehr* oder *weniger* macht wohl auch hierin, wie in allem andern, den unterſchied. Da man aber in dieſem ſinne von jedem menſchen alles, was ſich von irgend einem menſchen ſagen läſst, ſagen könnte (denn aus dem nehmlichen grunde, warum alle menſchen heuchler ſind, ſind auch alle menſchen narren, wollüſtige, geizhälſe, diebe, mörder, u. ſ. w.) ſo enthält man ſich ſolcher ſätze, die nach dem gemeinen ſprachgebrauche *zuviel* ſagen, lieber gänzlich, und läſst es dabey bewenden, daſs — wiewohl alle menſchen mehr oder weniger zum *heucheln* geneigt ſind — doch nur derjenige ein *heuchler* heiſst, der es in einem ſo hohen grade iſt, daſs wir andern, mit ihm verglichen, *aufrichtige* leute ſind; oder, der aus dem, was bey uns andern ein bloſser ziemlich unſchuldiger *naturtrieb unſre blöſſe zu verbergen*, oder *zu ſcheinen* was wir *zu ſeyn wünſchen*, iſt, eine *kunſt* gemacht hat, die er in

der

der unedeln absicht treibt, andre zu seinem vortheil, und fast immer zu ihrem oder eines dritten schaden zu hintergehen.

Indessen scheint mir die vorerwähnte erfahrungswahrheit hier doch zu etwas gut zu seyn; nemlich uns einigermafsen begreiflich zu machen, *wie man ein heuchler werden könne ohne es zu wissen.* Wir brauchen darüber niemand zu fragen als — uns selbst. Nichts ist heimlicher und leiser als die in unserm innersten nie ruhenden würkungen der eigenliebe. Es ist als ob sie erröthe über der that ertappt zu werden, und sich deswegen in die dunkelsten winkel des herzens verberge, um da ihr wesen ungestört treiben zu können. Da nun wenige menschen zeit und gelegenheit haben, sie bis dahin zu verfolgen, und noch wenigere mit ihren geistesaugen im *dunkeln sehen* können: was wunder, dafs die meisten unzählichemal von ihr hintergangen werden, und sich ganz treuherzig bereden lassen: dafs es bald diese, bald jene tugend oder edle und schöne gesinnung sey, die dies oder jenes in ihnen thue oder nicht thue; da es doch, beym lichte besehen, immer

mer nur die ewige eigenliebe ist, die bald unter dieser bald unter jener maske alles thut; und eben darum desto besser spiel dabey hat, weil wir sie immer maskirt, nie in ihrer eignen gestalt sehen.

Es sollte mir vielleicht nicht unmöglich seyn, (sezte ich hinzu) aus diesen und einigen andern sehr bekannten bemerkungen, durch gehörige entwicklung, deutlich zu machen, wie sogar ein mensch, dessen *ganzes leben eine immerwährende lüge wäre*, es endlich dahin bringen könnte, sich selbst für einen ehrlichen mann zu halten. Aber werden sie nicht unruhig; ich weiss zu wohl, was ich einer so guten gesellschaft schuldig bin, um sie mit metaphysisch - moralischen Deduktionen, dem langweiligsten unter allen schlafmachenden mitteln, einzuschläfern.

Die Damen, welche glaubten, dass ich ihrem verstande ein schlechtes compliment gemacht hätte, waren die ersten, die darauf drangen, dass ich meine deduktion, auf gefahr was daraus entstehen könnte, führen sollte. Die Herren, besonders der *Tartüff*, (der sich einbilden mochte ich suche nur eine

ausflucht, um nicht beym worte genommen zu werden) machten Chorus mit ihnen; den dicken rathsherrn ausgenommen, der im friede seine pfeife rauchte und die sache Gott befahl.

Lassen sie sich einen vorschlag zur güte thun, sagte ich endlich: ich hasse die Deduktionen in solchen materien wie die hölle. Aber ich will ihnen eine geschichte erzählen, die sich ganz vortreflich zu unserm discurse schikt, und woran sie wenigstens viel sanfter sollen einschlummern können, als an einer akademischen abhandlung.

Eine geschichte? rief der rathsherr aus seinem lehnstuhl, indem er mit der einen hand die pfeiffe aus dem munde nahm, und mit der andern auf seinen bauch klopfte; — gut, die sollen sie uns erzählen! Ich liebe die historie. Ein schönes studium! Und, man sage mir was man will, es lassen sich wahrlich *recht gute Moralen* daraus ziehen, wenn man sie mit bedacht liesst! Erzählen sie immer, junger herr, erzählen sie! Und wenn auch hier und da ein schwänkchen mit unterliefe — sie verstehen

mich

mich? He, he, he! 's hat nichts zu ſagen! bleibt alles unter uns! Und die damen — die können ja die augen zumachen, he, he, he!

Wir ergeben uns dem herrn *P.* auf diſcretion, ſagte die frau von *A.*

Alle übrigen ſtimmten ein. Nur vergeſſen ſie nicht (raunte mir der *Tartüff* mit einem zweydeutigem lächeln zu, wobey er gewöhnlich ſeine ſpitzige naſe ein wenig zu rümpfen pflegte) daſs es ſchwer ſeyn wird, uns auf den *Gadriga* etwas zu geben, das ſich noch hören laſſe.

Da ich meinen freund *S.* dazu vermocht hatte mir die vorſtehende Converſation mitzutheilen; ſo kan man leicht denken, daſs ich ihm die geſchichte, womit er ſeine geſellſchaft zu unterhalten verſprochen hatte, nicht geſchenkt haben werde. Wie viel auch beydes, indem ich es ihm hier, ſoviel möglich *in ſeiner manier*, nacherzähle, von der anmuth des mündlichen vortrags verlohren hat, ſo iſt mir

doch mein gedächtnis in allem was die *facta* und umſtände betrift, getreu geblieben, uud ich bereue die zeit, die ich darauf verwandt habe, um ſo weniger; da ich in Bonifaz Schleichers lugendgeſchichte — auſſer dem, daſs ſie ein nicht verächtliches *ſittengemälde* aus der mitte unſers jahrhunderts, wozu die originale in gewiſſen teutſchen provinzen überall zu finden waren, aufſtellt — eine hinlängliche und befriedigende auflöſung der eingangserwähnten moraliſchen aufgabe zu finden glaube. Hier iſt alſo die erzählung meines freundes!

Bonifaz Schleicher iſt der jüngſte von eilf ſöhnen eines ritterſchaftlichen beamten zu T. im Canton **. Von ſeinen eltern iſt, auſser ihrem verhältnis gegen ihn, eben nicht viel merkwürdiges zu ſagen. Es waren ganz alltägliche leute, deren begriffe ſich niemals über den engen kreis ihrer eignen exiſtenz ausgedehnt hatten; und denen in ihrem ganzen leben nicht das geringſte davon ahnete, daſs, auſser dem was ſie ſelbſt unmittelbar betraf,

betraf, noch etwas ihrer theilnehmung würdiges seyn oder vorgehen könnte. Der sittliche zustand unsers lieben teutschen vaterlandes und des ganzen Europa gieng während ihrer zeit durch viele merkliche verbesserungen und verschlimmerungen; grosse entdeckungen in wissenschaften und künsten wurden gemacht; neue systeme und hypothesen in der philosophie auf und abgebracht: grosse geister in allen arten, thaten sich zugleich und nach einander hervor, rangen miteinander, verdrängten einander, würkten mancherley gute und schlimme veränderungen in der denkart und dem geschmak ihrer zeitgenossen; alte vorurtheile und thorheiten wurden abgeschaft und neue kamen an deren stelle: kurz, der schauplaz der welt veränderte sich alle augenblicke, ohne dafs der herr *Oberamtmann Schleicher*, zu *T.* im Canton * * das mindeste von allem diesem gewahr wurde. Er wartete mit grosser regelmäfsigkeit seine gerichtstage ab, stellte seine rechnungen, bezog mit der äufsersten genauigkeit seine gefälle und accidenzien, hielt streng über observanz und altem herkommen, schör mit aller gebühren-

den legalität seine bauren, plagte seinen pfarrer, und sah seinen gnädigen herrn für einen von den *Grosen dieser welt* an, an dessen daseyn, hohem wohlbefinden, und hochfreyherrlichen rechten und gerechtsamen dem ganzen erdenkreise mächtig viel gelegen sey — wohnte übrigens seiner frau als ein guter Christ ordentlich und regelmäsig bey; that alle sonn- und feyertage seinen guten schlaf in der predigt; liefs zwanzig jahre hinter einander jährlich ein bis zwey kinder taufen; begrub die meisten davon wieder; schmauchte den ganzen tag seine pfeife, und brachte alle wochen zwey abende in gesellschaft einiger nachbarn damit zu, über den korn- und viehpreis, die balance von Europa, die grenzstreitigkeiten von Pohlen, und die Mark- und Jurisdictions-Streitigkeiten des herrn von Z. mit der stadt Y. oder andere solche welthändel zu sprechen — hernach den Pagad zu jagen — und endlich, bey wildbraten und salat, in gutem altem landwein alle in seiner gegend seit undenklichen zeiten hergebrachte und observanzmäsige politische, patriotische, ökonomische, gesellschaftliche, freundschaftliche, ernst-

ernſthafte, luſtige und zweydeutige geſundheiten aufzubringen und mitzutrinken: bis gegen mitternacht ſeine gäſte, ſämtlich wohlbezecht, ihren abſchied nahmen, und er ſelbſt von ſeiner getreuen Penelope, mit hülfe der ſtubenmagd und des hausknechtes, zu ſeiner ruheſtätte gebracht wurde.

Was die *Frau Oberamtmännin* betrift, ſo war ſie eine groſse, dicke, kupfernaſige frau, die immer in bewegung war, den ganzen tag mit ihrem geſinde und den kindern ſchalt, ſcharf über ihrem rang hielt, ſich, mit einer höchſtlächerlichen miſchung von eitelkeit und ſparſamkeit, aber immer, wie ſie glaubte, nach der neueſten mode kleidete, und darüber mit zwey oder drey kammerjungfern benachbarter Damen in correſpondenz ſtund; ſich gern von jungen offizieren ſchön thun lieſs, gar züchtiglich ſchmunzelte wenn ſie ihr *galante* zweydeutigkeiten ſagten, ſich piquierte eine frau von lebensart und verſtand zu ſeyn, alle haus- anekdoten und ärgerliche hiſtörchen, von mehr als hundert familien in der runde, ſammelte und im kreislauf erhielt;

und übrigens gar keinen begriff davon hatte, dafs aufser der bibel, ihrem gefang- und communionbuch, dem calender, dem klugen beamten, der Infel Felfenburg, und den gefprächen im reich der todten (welche die bibliothek ihres mannes ausmachten) noch irgend ein andres gedrucktes buch in der welt feyn könnte.

Es ift nicht fehr zu vermuthen, dafs die Natur einen menfchen, mit dem fie etwas grofses vorhätte, gerade folchen leutchen, wie herr amtmann Schleicher und feine gemahlin, zu verfertigen geben follte. Aber bey unferm *Bonifaz* kam noch dazu, dafs er unter den drey und zwanzig kindern, die feine eltern in rechtmäfsigem ehebette mit einander erzeugt hatten, das lezte war. Ein umftand, der zweer urfachen wegen merkwürdig ift: erftlich, weil wahrfcheinlicher weife bey folcher bewandnifs der fache weder ftoff, noch form, noch arbeit viel an ihm taugen konnte. (*); und zweytens weil er demunge-

(*) *Man giebt gerne zu, dafs dies, fonderlich bey eltern aus dem vorigen jahrhundert, feine ausnahmen leiden mag.*

ungeachtet der *Liebling* seiner eltern war, und daher von der wiege an so vollständig verzärtelt wurde, als nur immer hätte geschehen können, wenn er zum erben von Cilicia, Paphlagonia, Mysia, Phrygia und Pamphilia wäre gebohren gewesen.

Der kleine *Bonifaz* war bey allem dem ein ganz hübsches blondes kraushärichtes bübchen; lernte bald gehen und reden, plapperte den ganzen tag, hatte einfälle, neckte gern seine brüder und schwestern; war aber dabey ein greulicher Heuler, und schrie und winselte gleich erbärmlich, wenn ihm eines von seinen geschwistern, die ihm an alter die nächsten waren, etwa für die ewigen plagen so er ihnen anthat einen kleinen schlag gab, oder auch nur eine faust gegen ihn machte.

Alle diese eigenschaften rechtfertigten in den augen der frau oberamtmännin ihre unmäfsige liebe zu dem holden *Bonifazchen*, welcher (wie sie alle augenblicke bemerkte) der artigste, gescheuteste, drollichste und sinnreichste junge wäre, der jemals kindsbrey gegessen und an einem schnuller gesuckelt

hätte. Besonders rühmte man an ihm sein *gutes Herz*; weil er sich nie wehrte, wenn er händel mit seinen brüdern oder schwestern bekam, (wozu freylich er selbst fast immer die ursache gab) sondern sich begnügte, ihnen entweder durch sein geheul und wehklagen schläge von der mutter zuzuziehen; oder eine gelegenheit abzulauren, wo er ihnen, ohne dass sie wusten wer's gethan hatte, einen possen spielen konnte. Aufserdem hatte seine zärtliche mama den trost, zu sehen dass sich ihr lieber kleiner *Bonifaz* nie in einige gefahr begeben würde, die ihr mütterliches herz durch besorgnifs für sein theures leben ängstigen könnte. Denn der bube war so hasenherzig, dass er sich noch im sechsten jahre vor seinem eignen schatten fürchtete; und die furcht zu fallen oder sich wehzuthun hielt ihn immer von allen seinem geschlechte zuständigen übungen ab. Ueber einen graben zu springen, auf einen baum zu klettern, oder nur über einen zaun zu steigen, waren Herkulesarbeiten in seinen augen, vor deren blosen anblik er an allen gliedern zitterte.

Natürlicher weiſe flöſste dieſe feigheit ſeinen brüdern und den übrigen knaben im dorfe herzliche verachtung gegen Bonifazen ein, der ſich immer von ihnen abſonderte, und dafür mit den kleinen mädchen *Verſteckens*, *Frau Sonn*, *Grad oder Ungrad*, und dergleichen ſpielchen ſpielte; oder, wenn er auch mit den jungen lief, zu nichts in der welt gut war, als den ſpion zu machen, und vater und mutter alles was man getrieben hatte, und oft mehr dazu, wiederzuſagen. Allein auch dieſe eigenſchaften wurden ihm von ſeiner albernen frau mama als eben ſo viel verdienſte angerechnet; anſtatt daſs eine kluge mutter darinn den keim des künftigen ſchurken entdekt, und an deſſen möglichſter erſtickung gearbeitet hätte. Seine brüder verlohren immer bey der vergleichung mit ihm; immer wurde ihnen *Bonifazchen* als ein muſter vorgeſtellt, deſſen tugenden ihre unarten und laſter beſchämten. Sie waren ſo leichtfertig, ſo wild! liefen immer im felde herum, ſtellten immer etwas an worüber klage einlief, rauften und balgten ſich immer bald aus muthwillen bald im ernſte mit den an-

dern

dern buben, u. ſ. w. *Er* hingegen war ſo ſittſam, ſo wacker, ſo unſchuldig, ſo folgſam! lieſs ſich nie von ihnen verführen, an ihren bosheiten (wie man's zu nennen beliebte) antheil zu nehmen, und bewies ſein gerechtes miſsfallen daran, indem er ſie aus purer liebe und wohlmeynung den eltern oder dem hofmeiſter verrieth. Kurz, Bonifazchen hörte ſich immer wegen ſolcher Handlungen loben, für die er von rechtswegen hätte die ruthe kriegen oder ans katzentiſchchen geſezt werden ſollen.

Bey einem jungen, den die natur ſelbſt ſchon ſo angelegt hatte, daſs, auch im glücklichſten falle, höchſtens ein leidlicher — ſchneider aus ihm werden konnte, muſste eine ſo ſinnloſe art von moraliſcher erziehung nothwendig mancherley ſchlimme folgen haben. Bey ſeinen brüdern, die um ſeinetwillen ſo oft leiden muſsten, verwandelte ſich die verachtung gegen den, der nichts mitmachen konnte, endlich in haſs gegen den verräther. Sie ſchloſſen ihn von allen ihren ſpielen, anſchlägen und unternehmungen gänzlich aus, jagten ihn fort wenn er ſich etwan hinzuſchleichen wollte, und

brauchten immer alle mögliche vorsicht, damit er nie erführe was sie vorhätten. Dieses verfahren reizte den buben auf mittel zu denken wie er demungeachtet hinter ihre kleinen geheimnisse kommen könnte. Sein instinkt liefs ihn nicht lange unberathen. Er hatte sich durch seine furchtsamkeit einen schleichenden gang angewöhnt, uud war dabey von natur mit sehr feinen ohren begabt. Durch die gelegenheiten, die ihm seine brüder gaben diese talente zu entwickeln, bracht' er es in kurzem in *der kunst auf den zehen zu schleichen, durch schlüsselllöcher zu gucken, und vor den thüren* oder in einem *winkel*, wo ihn niemand vermuthete, *zu horchen*, zu einer bewundernswürdigen fertigkeit; und da gewohnheit endlich zur andern natur wird, so blieb ihm auch diese so lang er lebte. Er behielt immer den schleichenden gang, spizte und rekte immer die ohren auf alle seiten und konnte unmöglich ein pâr leute miteinander reden sehen, ohne dafs er einen unüberwindlichen trieb in sich fühlte zu wissen was sie redeten. In solchen fällen wufste er, nach der lage des orts und

be-

beſchaffenheit der umſtände, entweder in Spirallinien oder Aſymptoten, ihnen unvermerkt mit einem ſeiner lauſchenden ohren nahe genug zu kommen, um wenigſtens ſoviel einzelne worte zu erſchnappen, daſs er durch muthmâſsliche combinationen (worinn er ein groſser meiſter war) herausbringen konnte, wovon wohl die rede ſeyn, oder was ſie im ſchilde führen möchten.

Die natürliche ſchwäche des kleinen Bonifaz; die überſchwängliche ſorgfalt womit er von der wiegen an verzärtelt worden war; und das unverſtändige mitleiden, ſo er immer über dem geringſten zufall oder wehklagen bey ſeiner mutter fand: alles dies gab ihm eine unartige reitzbarkeit, die ſo weit gieng, daſs man ihn nicht ſchief anſehen noch mit dem ellenbogen anrühren durfte, ohne daſs er gleich ein jammergeſicht zu machen, und zu heulen anfieng. So wie er nun heranwuchs, und die miſshelligkeiten zwiſchen ihm und ſeinen brüdern zunahmen, häuften ſich auch die vorgeblichen oder würklichen beleidigungen, die ihm die letztern zufügten; und wenn er dann zu vater oder mutter lief, und

ihn

ihnen durch sein klagen und weinen strafe zuzog: so war der ganze vortheil, den er davon hatte, dieser, dass sie ihm alle ohrfeigen, schläge und rippenstöfse, die sie um seinetwillen empfiengen, bey der ersten gelegenheit doppelt wieder gaben. Wie er nun merkte, dass er auf diesem wege mehr verlohr als gewann: so sann er auf mittel, seine rachbegierde durch *Hinterlist*, und so, dass man ihm nicht zu leibe gehen könnte, san ihnen auszulassen. Er lernte seinen groll meisterlich verbergen; aber wenn sie glaubten, sie stünden am besten mit ihm: so spielte er ihnen irgend einen tückischen streich, und wuste es dabey immer so fein anzugeben, dass der verdacht auf einen andern fiel.

Diese art sich die wolluft der rache zu verschaffen hatte einen dreyfachen vortheil: sie war mit sicherheit für seine kleine person, die er über alles liebte, verknüpft; sie gab ihm häufige gelegenheit, sich selbst zu seinen erfindungen glück zu wünschen, und sich für einen sinnreichen verschmitzten kopf in vergleichung mit den kalbsköpfen seinen brüdern zu halten, die eh sie sichs versahen, wieder eins auf

die

die nase kriegten, ohne zu sehen, wo der schlag herkam; und er erhielt sich dabey im besiz des ruhmes eines gutartigen friedliebenden knabens, und aller damit verbundnen nutzungen und niesungen; wenigstens so lange seine mutter lebte. Es war also sehr natürlich, dass er auch in dieser kunst nach und nach ein eben so grosser meister wurde, als in der kunst zu schleichen und zu horchen.

Bonifazchen war nun ein knabe von eilf bis zwölf jahren geworden, und, wie wir sehen, ein hofnungsvoller knabe: weichlich, feigherzig, einbildisch, selbstisch, rachgierig, falsch und tückisch; und dünkte sich mit allen diesen schönen eigenschaften nicht um ein hâr schlimmer. Im gegentheil, da er von kindheit an seinen brüdern vorgezogen, und unzählige mal um eben dieser besagten eigenschaften willen angelächelt, geküsst, gelobt und belohnt worden war: so hatte dadurch, nicht nur überhaupt das *natürliche wohlgefallen eines menschen an sich selbst* bey ihm unendlich viele nahrung bekommen; sondern es verband sich auch nothwendig mit den niederträchtigen und strafbaren handlungen, die an

ihm

ihm gelobt wurden, der begriff der ehre und des verdienſtes in ſeinem gehirne; er gewöhnte ſich an, ſeine ſinnliche weichherzigkeit für güte, ſeine feigheit für behutſamkeit, ſeinen hochmuth für ehrliebe, ſeine ränkeſucht und argliſt für witz und klugheit zu halten. Kurz Bonifazchen war in ſeinem zwölften jahre bereits ein ausgemachter kleiner ſchurke, ohne daſs ihm nur der mindeſte argwohn darüber in den ſinn kam.

Noch eine böſe folge der unverſtändigen liebe ſeiner mutter zu ihm war dieſe: daſs der junge, weil ihm in allen händeln mit ſeinen geſchwiſtern faſt immer recht gegeben wurde, ſich unvermerkt eine mechaniſche fertigkeit zuzog, *zu glauben* daſs er immer recht habe, und folglich bey allen gelegenheiten immer recht haben *zu wollen.* Bey der ungemeinen lebhaftigkeit ſeiner eigenliebe, und der wenigen ſtärke ſeines kopfes war dies die ſchlimmſte aller unarten, die er ſich in ſeiner kindheit angewöhnt hatte: ſie machte nicht nur alle ſeine übrigen untugenden *unheilbar:* ſondern gab ihm auch eine ſo verzweifelte *ſchiefheit*, und verſperrte der wahr-

heit alle zugänge zu ſeiner ſeele ſo ſehr, daſs er zulezt *gegen wahr und falſch völlig gleichgültig* wurde; oder vielmehr, daſs es ihm zur natur wurde, mit gänzlicher beruhigung ſeiner ſeele zu glauben, eine ſache ſey alsbald wahr oder falſch, *ſo bald er ſie dafür halte.*

Aus dieſem ganz ſimpeln grunde wird auf einmal begreiflich, wie es möglich war, daſs Bonifaz Schleicher ſein ganzes leben durch, ſich ſelbſt, troz allen ſeinen verächtlichen eigenſchaften, für einen ſehr edeln, moraliſchen und untadelichen mann, und jeden, der ſeinen eigenſüchtigen entwürfen und ränken im wege ſtund, mit der innigſten überzeugung ſeines herzens für einen ſehr ſchlimmen menſchen anſah. *Es war ſeinem eigendünkel, und ſeinen übrigen ſelbſtiſchen leidenſchaften gemäſs, ſo zu glauben;* er glaubte es alſo; und *weil er's glaubte, ſo war's ſo;* wenigſtens war's *für ihn* ſo, und ſein intereſſe foderte, ſoviel möglich jederman auch glauben zu machen, daſs es ſo ſey. Und wer dann nicht ſo denken und glauben wollte oder konnte, hatte unrecht, war ſein feind und widerſacher, und wur-

de,

de, als ein böſer gefährlicher menſch, aus allen kräften, bey aller gelegenheit, mit worten und werken von ihm verfolgt. Denn Bonifazius war (in ſeinem wahne) ein tugendhafter mann und guter chriſt, der alle böſe menſchen (d. i. alle die nicht ſo gut von ihm dachten als er ſelbſt) haſste, als leute, denen er, wie dem teufel und allen ſeinen werken und weſen, in ſeinem taufbund entſagt hatte. — Doch wieder zur geſchichte ſeiner erſten jugend!

Weil herr amtmann Schleicher auf dem lande wohnte, und von der nächſten ſtadt (die ohnehin nur eine ſchlechte trivialſchule hatte) über drey ſtunden weit entfernt war, ſo hielt er ſeinen kindern einen hauslehrer, oder ſogenannten hofmeiſter. Es war ein Candidatus Theologiae, wie man's nennt; ein ziemlich wohlgewachſner, geſunder, ſtarker bengel, der in T. und l. logik und metapyſik, dogmatik, polemik, moral, kirchenhiſtorie, und, weil es damals mode zu werden anfieng, auch ein collegium über die ſchönen wiſſenſchaften gehört — von allem dieſem, vielleicht zu ſeinem glücke, ſoviel

als nichts gelernt — der tochter in dem bürgerhause, wo er wohnte, die taille verderbt, — und sich übrigens, für einen studiosum Theologiae, so ziemlich ehrbar aufgeführt hatte. Weil er nun, nachdem er absolviert und in patriam zurückgekommen, bey seinem vater (einem ehrlichen aber mit vielen kindern beladnen schuhflicker in N.) nichts zu essen fand: hatte er sich, in erwartung eines bessern, bey hrn. amtmann Schleichern als hauslehrer verdungen, mit der hofnung durch vorschub des letztern den pfarrdienst zu B*** nach dem ableben des alten pastoris loci zu erhalten. Der Candidat hiefs Thomas Schrager; gieng fleifsig mit seinem herrn patron, oder allein mit seinem hund, auf die hühner und entenjagd, schäckerte gern mit den mädchen und jungen weibern im dorfe wenn sie heu und flachs dörrten, und wurde von jedermann, den herrn amtmann selbst ausgenommen, (wie die welt böse ist) in verdacht gehalten, dafs er mit der frau amtmännin etwas vertrauter lebte als seine schuldigkeit war, und wohl gar an der fruchtbarkeit ihrer lezten jahre einigen antheil gehabt haben könnte.

Un-

Unter diesem hofmeister gieng es nun dem kleinen Bonifaz (der etwann sechs bis sieben jahre alt war, da er unter seine aufsicht kam) so gut als er sichs nur wünschen konnte. Denn weil Bonifazchen der liebling seiner mutter, und überdies ein sehr schmeichlerisches bübchen war, und die kleinen botschaften zwischen Mama und herrn Thomas, wozu man ihn brauchte, mit grosser schlauheit auszurichten wusste: so war er sicher, dass er ungestraft faullenzen, den ganzen tag in der küche herumnistern, mit dem gänsemädchen possen treiben, seine geschwister plagen, lügen, naschen, schleichen, horchen, kurz so unartig seyn durfte als ihm beliebte. Indessen, weil der junge in seiner kindheit ein gutes gedächtnis hatte und eine sache leicht fasste: so bracht' er es demungeachtet so weit, dass er in seinem zwölften jahre teutsch und lateinisch lesen, leidlich schreiben, und in Erasmi Colloquiis die leichtesten ganz fertig exponiren konnte; welches alles ihm dann bey seinen hochwerthen eltern und ganzer hochansehnlicher verwandtschaft, wie leicht zu erachten, bey jeder gelegenheit nachgerühmt und zu grosem verdienst angerechnet wurde.

Unglücklicher weise für Bonifazen, ſtarb um dieſe zeit ſeine liebe mutter, uud Thomas Schrager wurde wenige monate darauf zum pfarrerdienſt in B*** befördert.

Herr amtmann Schleicher befand ſich nun in ſeinem acht und funfzigſten jahre, mit einem ſehr groſsen wanſt und fehr wenig thätigkeit, ohne frau und mit fünf noch unerzognen kindern, an der ſpitze einer ziemlich weitläuftigen wirthſchaft. Nun hatte er zwar, auſſer den fünfen, noch eine tochter zu hauſe, die bereits das achtzehnte jahr zurückgelegt hatte, und ſowohl alters als verſtandes halben ſeiner haushaltung, unter väterlicher obſicht, ganz wohl hätte vorſtehen können. Allein des mädchens jugend, und ſeine amtsgeſchäfte, die ihm (wie er ſeit dreiſſig jahren zu glauben und zu ſagen gewohnt war, ohne die ſache jemals genau unterſucht zu haben) nicht erlaubten ſich mit ſeiner eigenen oekonomie zu placken, hatten ihm zum vorwande gedient, eine art von Baſen zu ſich zu nehmen, *frau Garmundin* genannt; eine perſon, die zwar bereits über funfzig frühlinge geſehen hatte, aber doch bey einer

ner ſtarken und geſunden leibesbeſchaffenheit und einer gemüthsart, die durch theilnehmung an irgend einem weſen auſser ihr ſelbſt niemals angegriffen worden war, noch friſch genug ausſah, um ohne groſse unſchicklichkeit nur zwey und vierzig zu geſtehen. Dieſe perſon erlangte in kurzem unumſchränkte gewalt über das ganze haus. Der herr amtmann, der ſeines lebens reſt ſoviel möglich in ruhe zubringen wollte, nahm ſich, gleich Epikurs Göttern, keines dinges an; aſs, trank und ſchlief: rauchte, in einen wohlgepolſterten groſsvaterſtuhl hingeſtreckt, ſeine pfeiffe, las die zeitungen oder die geſchichte der Inſel Felſenburg, und wieſs jedermann an ſeinen ſchreiber und an frau Garmundin. Weil er nun, nach abgang des hrn. Thomas Schragers einen andern hofmeiſter für ſeine ſöhne brauchte: ſo nahm er, auf empfehlung der Dame Garmund, einen bruder ihres vor einigen jahren verſtorbenen mannes dazu an; einen alten Candidaten des h. predigamts, der aus mancherley urſachen bisher immer ohne dienſt geblieben war, wiewohl er in der gegend umher für einen gelehrten mann und für einen der

beſten diſputierer im ganzen lande paſſierte. Er hieſs *Magiſter Samuel Lebrecht* Spitzelius: war ein mann von mittlerer gröſse, etwas hager, hatte ein ſehr langes ſchmales geſicht, eine kurze flache ſtirne, dicke augbrauen, deren zug ſo ziemlich einem griechiſchen circumflex ähnlich ſah, eine über die lippen herabwinkende naſe, grünliche, weithervorſtehende und ein wenig ſchielende augen, einen mund der gar nicht wuſte was lächeln war — kurz, ſein geſicht hatte alles was zu einem geſichte gehört, dem man gerne aus dem wege geht. Böſe leute ſagten: frau Garmundin, weil ihr der ruf, worinn die wohlſelige frau amtmännin mit dem vorigen Informator geſtanden, nicht unbekannt geweſen ſey, hätte mit gutem bedacht ein ſubjekt auserſehen, deſſen erſter anblick den läſterzungen ſogleich allen gift benehme; und hätte es um ſo leichter thun können, ſagten ſie, weil der ſchreiber ein hübſcher rüſtiger menſch wäre; zudem auch des alten rentmeiſters ſubſtitut — und was dergleichen reden mehr waren. Wie dem nun ſeyn mochte, genug magiſter Spitzelius war in dieſem und allen andern punkten der vollkommene gegenfüſ-

ler.

ler von Thomas Schrager. Ein ernſthafter, nüchterner, förmlicher, ſtrenger mann, der alles ſehr genau nahm, alles nach regeln that, und den kopf voll definitionen, lehrſätze, heiſcheſätze und corollarien hatte, nach denen er alles was ihm vorkam, ohne verſchonen und ausnahme, claſsificierte, benahmſete, bejahte oder verneinte, billigte oder verwarf. Daher kam es nun, daſs der ehrliche mann beynahe nichts in der welt nach ſeinem ſinne fand. Alles, ſonderlich die menſchen und all ihr thun und laſſen, dichten und trachten, hätte nach ſeinem ſyſtem anders ſeyn ſollen als es von jeher war. Von der unendlichen mannichfaltigkeit der innern anlage, vom einfluſs der äuſsern umſtände, von den unzählichen mitteltinten und ſchattierungen, in welchen wahres und falſches, gutes und böſes, ewig bey einzelnen menſchen zuſammenflieſst, von der magie der einbildungskraft und der leidenſchaften, und von der groſsen wahrheit, „*daß alles was iſt, gerade ſo iſt, wie es, zur zeit da es iſt, ſeyn kann*„ — hatte meiſter Samuel Lebrecht Spizelius nicht den mindeſten begriff. Für ihn war alles wahr oder falſch, gut oder böſe, ſo wie ein

metaphyſiſches ding entweder A oder *nicht* A iſt. *Wahr* nannte er alles, was er aus ſeinem ſyſtem beweiſen konnte, *falſch*, alles was nicht in ſein ſyſtem paſste: *Böſe*, alles was durch *poſitives* geſez im ausgedehnteſten ſinne bey ſtrafe verboten; *gut*, alles was geboten und worauf eine belohnung geſezt war. Daher die unbiegſamſte hartnäckigheit und intoleranz in ſeinen meynungen, und eine mehr als mönchiſche auſterität in ſeiner moral. Den ſtoiſchen ſatz, alle ſünden ſind gleich, führte er immer im munde. Gegen die Natur hatte er einen unendlichen widerwillen. Er hielt ſie für grundverderbt, zumal im *Menſchen*, deſſen herz, ſeiner meynung nach, ein abgrund alles böſen war; ſo daſs die hälfte der erziehung in ewigem jätten und ausrotten, abſchneiden und ausbrennen des verdammten unkrauts von trieben, neigungen und leidenſchaften, die wir unſeliger weiſe aus mutterleibe mitbringen, beſtehen müſte. Dies mag genug ſeyn, ihnen einen begriff von der denkart dieſes mannes zu machen; der übrigens ein guter Lateiner, und ein furchtbarer kämpfer gegen alle Diſſenters, ketzer, naturaliſten und deiſten war, anbey *viel von verſtopfungen im*

unterleibe litt, und mit einigem ſchein beſchuldiget wurde, ein *Weiberhaſſer* zu ſeyn.

Bonifazchen ſpürte bald den unterſchied zwiſchen dieſem und ſeinem vorigen informator; und es war ihm gar nicht heimlich dabey. Denn zum unglük fand er in frau Garmundin die zärtliche beſchüzzerin und ſichre zuflucht nicht, die er immer in ſeiner lieben mama gefunden hatte. Sich unter ſeinen vater zu verkriechen, daran war gar nicht zu gedenken; der hatte ihn, ohne vorbehalt, der zuchtruthe des herrn M. Spitzelius untergeben. „Es iſt ein verzärtelter junge, pflegte der herr Amtmann öfters zu ſagen; er war immer das mutterſöhnchen; ich mochte reden was ich wollte, alles was Bonifazchen that, war wohl gethan — 'S iſt hohe zeit, daſs dem buben der kopf gebrochen wird. „

Hierzu war nun magiſter Spitzelius gerade der rechte mann. Aber *Bonifazchen* war ſchlau, und lieſs es nicht ſo weit kommen. Die furcht vor der Spitzeliſchen zuchtruthe, die er etliche mal reichlich gekoſtet hatte, brachte ihn plözlich zu einer völli-

gen

gen änderung seines lebenswandels. Er übertraf also seine geschwister an fleifs, biegsamkeit und gehorsam; wufste immer seine lection am bäldesten auswendig; lernte bald seines meisters sprache, manieren und sittenregeln; bildete sich nach ihm, vermied ängstlich alles was ihm verweis und züchtigung hätte zuziehen können; war ehrbar, ernsthaft und still in seinem betragen; und brachte es denn auch, wie natürlich, auf diesem guten wege dahin, dafs Spitzelius sehr wohl mit ihm zufrieden war, und ihm von zeit zu zeit vor dem vater und andern verwandten oder fremden personen, die ins haus kamen, lobsprüche ertheilte, an denen sich die eitelkeit des kleinen Bonifaz nicht wenig kützelte. Im grunde aber blieb er nicht nur ein so böser bube als zuvor, sondern wurde täglich schlimmer und schlimmer. Denn nun hatte er die schönste gelegenheit, sich vollends zum *heuchler* auszubilden, indem er sich *die moralische und religiöse Phraseologie* seines lehrmeisters angewöhnte, dessen herbe sitten in seinem äufserlichen copierte; mit unverständiger strenge über alles, was nicht nach seinem leisten zugeschnit-

ſchnitten war, urtheilen lernte; in der geſchicklichkeit, ſeine *laſter mit dem nahmen und ſcheine der tugend zu ſchminken*, täglich zunahm; und überdies noch eine groſse fertigkeit erlangte, *moral und religion zu ſchwatzen*, ohne das geringſte dabey zu *fühlen* noch zu *denken*.

Auch ſein talent im *ſchleichen* und *horchen* vergrub er unter dieſem neuen Mentor nicht. Denn da ſeine beyden brüder wilde jungen waren, und mit den übrigen zum theil ältern buben im dorfe, auch wohl mit den gröſsern mädchen, allerley muthwillen und kälberey vorhatten; Spitzelius aber alle dieſe ausbrüche der natur für ſataniſche bosheit und ſchreckliche ſünden hielt, die er, ohne ſich deren theilhaft zu machen, nicht ungeſtraft laſſen könnte, ſondern mit einſperren, hungern, ruthe, ſtecken und karbatſche unermüdet bekämpfen müſſe: ſo wurde es dem tugendhaften *Bonifazchen* zum verdienſt angerechnet, wenn er, durch welche mittel es geſchehen möchte, alle ihre anſchläge und unternehmungen auskundſchaftete, und ſeinem meiſter vnn allem was ihnen ſtrafe zuziehen konnte ge-

treulich nachricht gab. Der fromme knabe, wie er ein kleiner ſchlaukopf war, merkte bald, daſs er ſich ſein ſpionen-amt auf mehr als eine art zu nutze machen könne. Denn, auſſerdem, daſs Spitzelius, durch das miſsfallen welches *Bonifaz* bey ſolchen gelegenheiten über den *ungehorſam* und die untugenden ſeiner brüder und ihrer cameraden äuſserte, in der guten meynung von der frömmigkeit ſeines günſtlings beſtärkt wurde: ſo hatte *Bonifazchen* immer in ſeiner gewalt, die ſachen ärger oder beſſer als ſie waren vorzutragen, je nachdem ihm die verbrecher mehr oder weniger urſache zu *bosheit* und *rachbegierde* gegeben hatten. Ja, er konnte ſich deſſen ſogar zu einem mittel bedienen, ſeine eignen kleinen leidenſchaften ungeſtraft zu befriedigen: und wenn er entweder etwas von ihnen haben wollte, oder ſelbſt von einem unter ihnen bey einer ſtrafbaren that ertappt worden war; ſo war die drohung — „ich ſage dies und das dem herrn Magiſter, oder das verſprechen es nicht zu ſagen — immer ein kräftiges mittel, alles von ihnen zu erhalten was er wollte. Denn ſie hattens aus

viel-

vielfältiger erfahrung, dafs fie mit gegenklagen nichts wider *Bonifazchen* ausrichteten; weil dieſer nun einmal ein günſtiges vorurtheil ſeines meiſters für ſich hatte, und Spitzelius ſeine delationen niemals unpartheyiſch unterſuchte, ſondern immer als etwas ausgemachtes vorausſezte, dafs *Bonifaz*, als ein ſehr frommes kind, immer recht, ſeine brüder hingegen, als Belials-buben, immer unrecht hätten.

So weit war Herr ** in ſeiner erzählung gekommen, als der geſellſchaft angeſagt wurde, dafs das Abendeſſen auf ſie warte. So angenehm auch die unterbrechung war, ſo hatte doch dieſe kleine geſellſchaft ſo viel unterhaltung in der art, wie Herr ** ſein mährchen vortrug, gefunden, dafs bey tiſche nichts auf die bahn gebracht werden konnte, wovon man nicht immer wieder auf Bonifazchen zurükgekommen wäre; und ſobald das eſſen abgetragen war, vereinigten ſich alle, Herrn ** zu bitten, dafs er ihnen die fortſetzung ſeiner erzählung zum nachtiſche geben möchte.

Hier mufs ich vor allen dingen, und um meinen freund S. gegen einen gerechten verdacht der leſer

aus

aus der feinern welt zu verwahren, die anmerkung machen: dafs die fcene diefer ganzen gefellfchaftlichen unterredung in einer kleinen Reichsftadt in Oberteutfchland war, wo das was man lebensart nennt noch unbekannt ift, hingegen feit wenigen jahren ein gewiffer gefchmack am Lefen, und mit diefem (da er noch fo neu ift) eine gewiffe fucht in guten gefellfchaften von litteratur und moral, oder (wie mans in folchen kleinen orten noch zu nennen pflegt) von intereffanten gegenftänden zu fchwatzen, fich eingefchiichen hat. Diefer umftand macht es einigermâfsen begreiflich, wie eine gefellfchaft von herren und frauenzimmern, worunter einige fogar ein *von* vor ihrem nahmen führten (es waren aber freylich nur *nobilitierte*) fähig feyn konnte, fich fo lange mit *einerley gegenftand*, und (was noch das ärgfte ift) mit einer *moralifchen aufgabe*, zu befchäftigen, und noch gar *unterhaltung* dabey zu finden.

In einer gefellfchaft, wo es wider allen guten ton ift, länger als drey minuten von irgend einer fache zu fprechen; wo es lächerlich wäre eine fpe-

cu-

culative aufgabe — es müſste nur einen neuen kopf-putz oder ein eben von Paris angelangtes *Deshabillé*, oder ſonſt etwas von dieſer wichtigkeit betreffen — zum gegenſtande der converſation zu machen; und wo einer, der von einer nur halbweg ernſthaften ſache zu reden angefangen hätte, wenn er gleich mit engelszungen redete, nicht eine einzige ſêle findet die ihm zuhört, ſobald jemand etwas anders, ſo nichtsbedeutend es immer ſeyn mag, auf die bahn bringt: in einer ſolchen geſellſchaft würde allerdings herr ** in ſeiner erzählung nicht weit gekommen ſeyn. Aber in ſo guter geſellſchaft würde auch von der frage, die dazu anlaſs gab, nimmermehr, oder höchſtens nur etliche augenblicke, und in dem leichten perſiflirenden ton, der alles was einer unterſuchung oder einem ſokratiſchen geſpräche ähnlich ſieht ſchlechterdings ausſchlieſst, die rede geweſen ſeyn.

Ich mache dieſe anmerkung nicht, als ob ich mich über den vorbeſagten *guten ton*, und die reſpectabeln geſellſchaften, wo er herrſcht, aufzuhalten gedächte. — In der that ſehe ich auch vollkommen

ein, dafs, ſo wie die welt izt beſchaffen iſt, in vornehmen und grofsen geſellſchaften, oder in dem was man *die grofse welt* nennt, *ordentlicher weiſe* die gewohnheit *von nichts* zu reden, alles zu perſifliren, alle augenblicke was anders auf die bahn zubringen, über alles nur obenhin wegzuſchlüpfen, mit einem worte, eine art von converſation, wozu der *möglichſt wenigſte aufwand von verſtand, wiz, geſchmack* und *empfindung* erfodert wird, ein eben ſo *nothwendiges* übel iſt, als die kartenſpiele, ohne deren wohlthätige hülfe mehr beſagte geſellſchaften, wie jedermann geſteht, ſich nicht lange bey einer leidlichen art von exiſtenz erhalten könnten. — Meine abſicht iſt blofs, herrn S. von der beſchuldigung einer unverzeihlichen ungereimtheit zu retten, wenn man geglaubt hätte, er wolle uns bereden, dafs die converſation, die er uns mittheilt, unter perſonen von einem gewiſſen range gehalten worden ſey. — Und hiemit wieder zu unſerm *kleinſtädtiſchen kränzchen!*

Sie

Sie erinnern sich doch allerseits, sagte Herr **; dafs diesen abend die rede davon war: *ob man ein heuchler seyn könne, ohne es selbst zu wissen?* — Ich gieng in bejahung dieser frage so weit, dafs ich mich zu behaupten vermâfs: es könnte wohl einen menschen geben, *dessen ganzes lebens eine immerwährende lüge wäre*, und der sich gleichwohl selbst für den ehrlichsten mann von der welt hielte. Weil ich einen solchen menschen persönlich kannte, so konnt' ich dies um so zuversichtlicher behaupten. Ich versprach ihnen also, als den überzeugendsten beweis meines satzes, die geschichte des herrn *Bonifazius Schleicher*. Nun sehen sie leicht, dafs ich, um zu beweisen, *wie* sein ganzes leben eine immerwährende lüge sey, mich in keine umständliche erzählung aller seiner lebensumstände und begebenheiten und seines betragens in denselben einlassen konnte, wenn mein mährchen nicht wenigstens so lange währen sollte als eine *chinesische tragödie*. Ich glaubte also, der kürzeste weg aus der sache zu kommen, wäre, wenn ich ihnen blofs die geschichte seiner ersten jugend erzählte. Denn so

hönnten ſie der *entſtehung* und *bildung* des künftigen *ſelbſtbetrügers* gleichſam unmittelbar zuſehen, und lernten die grundlage ſeines charakters ſo gut kennen, daſs ſie in jedem verhältniſs, in welches ſie ſich mit ihm denken wollten, ganz genau vorauswiſſen könnten, weſſen ſie ſich zu ihm zuverſehen hätten. Kurz, ich glaube ihnen gerade ſo viel von Schleichern geſagt zu haben, als zu auflöſung unſers problems nöthig iſt: und ſo, denk ich, hätt' ich mein verſprechen erfüllt.

Man muſste geſtehen, daſs herr S. recht hatte. Denn nach allem, was, erzähltermaſsen, die Natur, die frau Amtmännin, Thomas Schrager, und Magiſter Spitzelius an Bonifazchen gethan hatten, konnte man nun kühnlich allen bildnern, ſchnizlern, anſtreichern, verzierern, lackieren, vergulдern, friſirern und parfumirern der menſchheit, kurz, allen *Philoſophen* der ganzen welt troz bieten einen beſſern mann aus *Bonifaz Schleicher* zu machen, als der er war, und noch iſt, nemlich einen ſchwachköpfigen, haſenherzigen, ſchleichenden, ſchielenden, liſtigen, eigennützigen, kalten, ſelbſtiſchen ſchurken;

ken; der, bey allen diesen tugenden, keinen bes-
sern mann als er selbst ist, denken kann; und —
weil er sich die sprache und maximen der Sittenleh-
rer sehr geläuffig gemacht, und sich angewöhnt hat,
seinen eigensüchtigsten, kleinsten und schlechtesten
handlungen, leidenschaften und schwachheiten einen
anstrich von rechtschaffenheit, edelmuth und güte
zu geben — ein tugendhafter, frommer mann zu
seyn wähnt, ohne den mindesten begriff davon zu
haben, wie es demjenigen zu muthe ist, dessen re-
ligion und tugend *würkliche gesinnung des herzens,*
erfahrung, *wahrheit* und *leben ist.*

ÜBER

III.

ÜBER

DIE VORGEBLICHE ABNAHME

DES

MENSCHLICHEN GESCHLECHTES.

I.

Jede verfeinerte nation hat ihre *fabelhafte* uud *heroiſche zeit* gehabt, aus welcher ihre ſpätern dichter den ſtoff zu wundervollen geſängen, erzählungen und ſchauſpielen hergenommen haben; eine zeit von *Halbgöttern* und *Helden*, gegen die wir arme wichte der *hiſtoriſchen zeit* eine ſo demüthige figur machen, daſs wir (um ſo bald als möglich aus der verlegenheit zu kommen) uns nicht beſſer zu helfen wiſſen, als die ganze geſchichte dieſer wundermenſchen für — *Mährchen* zu erklären.

Gleichwohl finden ſich auf der andern ſeite ſtarke gründe, zu glauben daſs die *Heroen* jeder nation

tion würklich dagewesen, würklich grosse menschen gewesen, und dinge gethan haben, die wir, weil sie über *unsre* kräfte gehen, erstaunlich finden, wiewohl sie ihnen selbst sehr natürlich vorkamen; ja, dass sie in der that gröfser, als wohl die meisten spätern dichter und romanschreiber in ihrem gröfsten taumel sich einzubilden fähig waren, — und mit allem dem doch weder Götter noch Halbgötter sondern blosse menschen gewesen sind.

Das ganze geheimnis liegt darin, dass sie noch *unerdrükte* und *ungekünstelte*, noch *gesunde*, *ungeschwächte*, *ganze* menschen waren.

Wo die natur frey und ungestört würken kann, da macht sie keine andre als solche; und wenn für jede polizierte und verfeinerte nation einmal eine zeit gewesen ist, wo sie noch unpoliziert und unverfeinert war: so steigt die geschichte jeder solchen nation (ihre ältesten Urkunden mögen verlohren gegangen seyn oder nicht) bis zu einem zeitalter hinauf, wo die nation aus einer art menschen bestand, de-

deren exiſtenz nach einer langen reyhe von jahrhunderten endlich fabelhaft ſcheinen muſs.

Ein freyſtehender menſch kann ſich ausdehnen und wachſen, kann zu dem grade von gröſse, ſtärke und tauglichkeit gelangen, wozu er die anlage auf die welt gebracht hat. Damit dies würklich geſchehe, müſſen freylich mancherley äuſſere urſachen mitwürken. Er muſs, z. B. weder an dem, was zur unterhaltung und entwiklung ſeiner kräfte nöthig iſt, mangel leiden, noch muſs es ihm zu leicht werden, ſich dieſe nothwendigkeiten zu verſchaffen. Der armſelige zuſtand der bewohner von Feuerland, der ewige druck gegenwärtiger noth ohne hofnung es jemals beſſer zu haben, iſt dem wachsthum des menſchen zu ſeiner natürlichen vollkommenheit eben ſo nachtheilig und noch mehr, als das allzufreygebige wollüſtige klima von *O-Taiti*, das ſeine einwohner in ewiger kindheit erhält, oder als die üppige lebensart einer groſsen königsſtadt. Der menſch, der alles ſeyn ſoll wozu ihn die natur machen wollte, muſs alles erdulden können was ihm natur und nothwendigkeit auflegen; aber ſein

gewöhnlicher zuſtand muſs überhaupt glüklich, und ſein gefühl für die freuden des lebens, und das vergnügen dazuſeyn, offen und unabgeſtumpft ſeyn. Sein nacken muſs ſich nie unter die willkühr eines andern gebeugt haben: er muſs immer unter *ſeinesgleichen*, d. i. unter menſchen, die nichts ſind als was er auch iſt oder auch werden kann, gelebt haben: aber auch mit *Beſſern* als er iſt, damit der vorzug, den dieſen ihre gröſsere *Tauglichkeit* giebt, ihn immer zur nacheyferung und zum wettſtreit auffodere. Alles dies ſezt eine *Epoche der Nationalverfaſſung* voraus, wo die ſicherheit mehr das werk unſrer eignen ſtärke und perſönlicher verbindungen als der geſetze iſt; wo Fürſten und Könige nur die erſten unter ihren *Pairs* ſind; wo jeder gilt was er werth iſt, jeder wagt was er ſich auszuführen getraut, jeder ſo gut oder böſe ſeyn darf als ihn lüſtet; wo das leben eines mannes das leben eines kämpfers, eine fortgehende kette von abenteuern, ein ewiges Drama iſt, gedrungenvoll von handlung, und zufällen, und wageſtücken, und wider einander rennenden oder ſich an einander reibenden leidenſchaften, wo

der knoten meiſtens mit dem ſchwert aufgelöſt, und die kataſtrophe immer die wurzel neuer verwirrungen wird.

Eine ſolche Epoche findet ſich in den älteſten jahrbüchern jeder polizierten nation: und könnten wir heutige Europäer, oder vielmehr unſre abkömmlinge (wie es denn gar nichts unmögliches iſt) vor lauter gränzenloſer verfeinerung und philoſophie und geſchmak, und verachtung der vorurtheile unſrer groſsmütter, und weichlichkeit, und übermuth und narrheit, es endlich wieder ſo weit bringen, *in wäldern* (wenn es anders bis dahin noch wälder giebt) *einzeln und gewandlos auf allen vieren herumzukriechen und eicheln zu freſſen:* ſo wird dann auch, über lang oder kurz, die zeit wieder kommen, wo die nachkommen dieſer neuen europäiſchen wilden gerade wieder die freyen, wackern, kühnen, biederherzigen leute ſeyn werden, deren ſitten und lebensart Tacitus, — ſeinen nervenloſen Römern zum verdruſs, und zur demüthigung ihrer kleinen ſlattrichten, gauckelden, niedlichen puppenſêlchen — in einem ſo prächtigen gemählde darſtellte.

In

In einer solchen zeit, unter einem solchen volke ungeschlifner, aber freyer edler starker gefühl- und muthvoller menschenkinder, müssen freylich die stärksten, die edelsten, mit einem worte, die *Be-*

sten, gar herrliche menschen seyn. Ganz natürlich, dass das andenken dessen was sie waren und thaten sich jahrhunderte lang unter ihrem volke lebendig erhält; dass der grosvater mit verjüngernder wärme seinen horchenden enkeln geschichten davon erzählt; dass diese geschichten in gesängen und liedern von einer generation zur andern übergehen; und dass man desto mehr davon singt und sagt, je weiter sich die nation von jenem helden- alter entfernt, je näher sie dem zeitlaufe der polizierung und verfeinerung kömmt, und je weiter sie darin fortschreitet. Natürlich, dass endlich eine zeit kommen muss, wo man sich diesen grosmächtigen menschen so ungleich fühlt, dass man an ihrem ehmaligen daseyn zu zweifeln anfängt, und aller seiner einbildungskraft aufbieten muss um sich eine vorstellung von ihnen zu machen; dass eben deswegen diese vorstellungen unwahr, übertrieben und romanhaft, kurz,

dass

dafs aus den *wahren grofsen menſchen der vorwelt* — *fabelhafte Götter* und *Gütterſöhne*, *Rieſen* und *Recken*, *Amadiſe* und *Rolande* werden.

2.

Allein dieſe zeit kömmt nicht auf einmal; die ausartung kann nicht anders erfolgen als ſtuffenweiſe. Die nächſten zwo oder drey generationen auf jene HEROEN müſſen natürlicherweiſe, in vergleichung mit viel ſpätern noch weit mehr ausgearteten nachkömmlingen, noch ſehr grofse menſchen hervorbringen. Aber wer in ſolchen zeiten etliche generationen überlebt hat, mufs den unterſchied ſchon merklich finden.

Die *Ritter der tafelrunde* des *Königs* ARTUS waren gewaltige männer in Ritterſchaft, hatten noch viel von dem hohen muthe, ja ſelbſt noch einen reſt von der treue und biederherzigkeit ihrer vorfahren. Aber was für eine figur machen ſie mit allem dem gegen den alten BRANOR, der in einem alter von mehr als hundert jahren noch ſtärke genug hatte, ſie alle aus dem ſattel zu werfen? Und wie

noch

noch armſeliger ſtehen ſie vor ihm da, nachdem er ihnen an ſeinem freunde, GERON dem BIEDERHERZIGEN, ein muſter von treue und aufrichtigkeit und groſsherzigkeit vor die ſtirne geſtellt hat, deſſen anblick und ſtille vergleichung mit ſich ſelbſt (die er, wie billig, ihrem eigenen gewiſſen überläſst) ihnen das beſchämendſte gefühl, wie klein ſie gegen ihn ſind, geben muſs!

Eine ganz ähnliche bewandniſs hat es mit den helden und menſchen, die uns HOMER in ſeiner Ilias und Odyſſée ſchildert. Was für männer gegen die ſpätern, durch ihre geſchwätzige philoſophie, ſchönen künſte, handelſchaft und reichthümer verfeinerten Griechen! davon keiner, bis auf den *göttlichen ſchweinhirten Eumäus* incluſive, den der dichter nicht durch dies hohe beywort (der göttliche) über die menſchen vom gemeinem ſchlage ſeiner zeit erheben muſste, um ihm ſein volles recht anzuthun. Aber wie mit ganz andern augen ſieht die helden der Ilias der alte NESTOR an, dem ſeine hohen jahre das recht geben, den *Agamemnonen* und *Achillen* und *Diomeden* und *Ajaxen* ins geſicht zu ſagen:

gen: „Ich habe mit andern und beſſern männern ge-
„lebt als ihr ſeyd — Nein, ſolche männer habe ich
„nie wiedergeſehen; und werde keine ſolche wie-
„derſehen, wie Peirithoos und Dryas, der hirt der
„völker, und Käneus, und Exadios, und der göttli-
„che Polyphemos, und Theſeus der Aegeide, der
„wie der unſterblichen einer war. „ —

Man ſieht, HOMER und NESTOR hatten ſchon, einen ſehr verſchiedenen mâsſtab. Die männer, die *Homer* göttlich nennt, ſind in *Neſtors* augen, gegen jene, die *er* dieſes beynahmens würdig hält, nur gewöhnliche menſchen. Und ganz natürlich, da ſie zu den Helden des jahrhunderts vor dem Troja-niſchen kriege ſich ungefähr eben ſo verhielten, wie die Griechen zu Homers zeiten gegen die zerſtörer von Troja.

Dieſer ſelbſt ſo groſse menſch hatte in einer epo-che, die in unſern augen noch heroiſch genug iſt, ſchon ein ſtarkes gefühl von der abnahme der men-heit in ſeinen tagen. Diomedes hebt (im V. b. der Il.) einen ſtein auf, und ſchleudert ihn unter die

feinde, der so schwer war (sagt *Homer*) „dass ihn zwey männer, wie die menschen izt sind, nicht tragen könnten.„

Virgil — der ungefehr neun jahrhunderte nach *Homer* lebte, in einer zeit, da der Luxus und die ausartung in Rom der höchsten stufe schon nahe waren — fühlte die menschen seiner zeit gegen die helden der Trojanischen so klein und schwach, dass er, um im gehörigen verhältnisse zu bleiben, aus *Homers* zweyen *zwölf* solcher männerchen, wie man sie im goldnen *Siecle d' Auguste* sah, machen musste. Freylich mag er wohl daran zu viel gethan haben, da hier blos von der körperlichen kraft eine gewisse last aufzuheben die rede ist; aber wenn seine absicht war, das verhältnis jener helden gegen die gewöhnlichen menschen seiner zeit, überhaupt, oder nach der ganzen summe der naturkräfte soweit sie in einem menschen gehen können, anzudeuten: so möchte sich wohl behaupten lassen, dass er nicht zuviel gesagt habe; und dass z. E. ein mann wie Diomedes, nackend und ohne waffen, gegen zwölf junge herren vom hofe Augusts, ebenfalls in

natu-

naturalibus, kämpfend, die artigen herren mit eben so weniger mühe nach einander ins gras hingeſtrekt hätte, als es ihm leicht war den ſtein aufzuheben und fortzuſchleudern, den keiner von ihnen nur von der ſtelle hätte rücken können.

3.

Man erlaube mir hier eine kleine abſchweiffung, die uns nicht weit von der hauptſache führen ſoll.

In den zeiten der entnervung der menſchheit durch üppigkeit und alle übrigen folgen des reichthums und der höchſten verfeinerung oder überſpannung (*), iſt es weniger die körperliche ſchwäche als *die abwürdigung und entkräftung der ſelen*, die ſtumpfheit ihres innern ſinnes für das wahre groſse, was ſie gegen die herrlichen naturmenſchen der vorwelt ſo klein erſcheinen macht. Wie

ſoll-

(*) *Dies lezte war eigentlich der fall der Römer; aber die folgen von beyden ſind am ende ziemlich ähnlich, nur daß erſchlaffung aus* überſpannung *bey weitem ein ſchlimmerer zuſtand iſt als ſchwäche aus* verfeinerung.

ſollten ſie das vermögen haben zu thun was dieſe vermochten, da ſie nicht einmal fähig ſind das groſse in den edelſten geſinnungen oder handlungen derſelben zu fühlen? — PLUTARCH hat uns in ſeinem leben des *Pompejus* ein ſehr auffallendes beyſpiel hievon aufbehalten, das einen zug von *Achills* betragen in der groſsen entſcheidenden ſcene der Ilias betrift. Um meine leſer darüber ſelbſt urtheilen zu laſſen, muſs ich dieſe ſcene mit zwey worten in ihr gedächtniſs zurükrufen. Die Trojaner alle haben ſich vor der wuth des Achilles hinter die mauern ihrer ſtadt geflüchtet; die thore ſind verſchloſſen; nur der einzige *Hektor* iſt auſſer den mauren zurückgeblieben, entſchloſſen zu ſterben oder dem zerſtörer ſeines volkes das leben zu nehmen; das griechiſche hêr ſteht in einiger entfernung gegenüber, und die Götter ſchauen ſchweigend vom Olymp herab. *Hektor*, unerbittlich dem flehen ſeines vaters und ſeiner mutter, ſteht und erwartet den kommenden feind. Aber indem *Achilles*, „dem „Gott der ſchlachten gleich, in ſeinem harniſch, der „wie lodernd feuer oder wie eine morgenſonne ſtra-

„len wirft, den fruchtbaren ſpêr in ſeiner rechten „ſchwingend, auf ihn zugeht„ überfällt ein ungewohntes entſetzen *Hektorn*, ihm entſinkt der muth der ihn zur lezten hofnung ſeines unglückſeligen volkes und hauſes machte; er kan den anblick des ſtärkern, der über ihn gekommen, nicht ertragen, und flieht. Dreymal jagt ihn *Achilles* rund um die mauren von Troja, und ſo oft der verſtürzte Hektor, hülfe von den ſeinigen zu erhalten, ſich innerhalb eines pfeilſchuſſes den thürmen nähern will, treibt ihn jener wieder ins offne feld gegen die ſtirne des griechiſchen hêres zurück — winkt aber zugleich den ſeinigen mit dem kopfe und wehrt ihnen, mit pfeilen nach Hektorn zu ſchieſsen, „*damit nicht „ein andrer ihm den ruhm wegnähme, Hektorn „erlegt zu haben, und er nur der zweyte wäre.*„

Wer die Ilias auch nur mit dem mäſsigſten antheile von menſchenſinn geleſen hat, muſs fühlen, daſs Achilles nicht Achilles hätte ſeyn müſſen, wenn es ihm in dieſem glorreichen entſcheidenden augenblicke hätte gleichgültig ſeyn ſollen, ob die

fêle feines freundes Patroklus und aller übrigen Griechen welche Hektor zum Orkus gefendet hatte, durch *ihn* oder einen andern gerochen würde, und Troja durch *feine* oder eines andern hand fiele. Gleichwohl (fpricht *Plutarch*) fanden fich leute (*) die in diefem gefühl und betragen des Achills etwas unendlich kleines fanden. „Achilles, fagten fie, thut hier nicht die that eines mannes, fondern eines thörichten nach ruhm fchnappenden knabens.„ Die feinen moraliften! nach dem hohen Ideal diefer fchulmeifter hätt' es Achillen gleichviel feyn follen, wer Hektorn erlegte, *er* oder *Therfites*, wenn die that nur gethan würde; denn „dem Weifen ifts ja „nie um *fich*, fondern immer nur *um die fache felbft* „zu thun!„ — O die *Gräculi*, die *Gräculi!* wie

 fehr

(*) *Er fagt uns nicht, wer fie waren; die rede ift aber von denen, die den Pompejus wegen eines gewiffen würklich unedlen verfahrens in dem kriege mit den fräubern tadelten. Wahrfcheinlich waren es nicht* weife Römer, *wie* Daciet *meynt, fondern* Graeculi, *moraliften von profeffion, von den fcharffichtigen herren die den wald vor den bäumen nicht fehen können.*

teur Achill zu beklagen ist, dafs er kein weiser war! dafs er zu früh in die welt kam, um bey einem *Chryſippus* oder *Poſidonius* in die ſchule zu gehn, und zu lernen was für eine kindiſche ſache es um die leidenſchaften iſt! Freylich, in den wilden zeiten, worinn er das unglück hatte gebohren zu werden, wuſsten die leute noch wenig von guter lebensart. Da zankten könige und feldmarſchälle ſich noch im bitterſten ernſt um — eine hübſche dirne, geriethen um ſo einer kleinigkeit willen in ſolche wuth, dafs ſie, mit hindanſetzung aller wohlanſtändigkeit, einander ſchimpften wie die karrenſchieber. — Da ſezte ſich der göttliche Achill ans ufer hin und weinte wie ein kleines mädchen, dafs ihm Agamemnon ſeine puppe genommen, oder (was in den augen eines ſtoiſchen ſchulmeiſters auf eines hinauslief) dafs ihm die Griechen ſeinen verdienten antheil an der beute, an deren gewinnung er ſein leben geſezt, wieder weggenommen und ihn dadurch beſchimpft hatten u. ſ. w. Welche thorheiten! welche kindereyen! und der einfältige Homer, der ſelbſt kind genug war aus ſolchen kindern ſeine

hel-

helden zu machen, liefs ſich ſo wenig davon träumen, wie irgend eine groſse natur ohne leidenſchaft ſeyn könnte, daſs er auch ſogar *ſeine Götter* mit eben ſo läppiſchen leidenſchaften begabte — wofür ihm dann auch *Plato*, *Cicero*, und ſoviel andere groſse männer, (die zwar weder *Iliaden* gethan noch *Iliaden* gedichtet haben) nach verdienen den Text geleſen haben! Doch freylich, was können am ende Homer und ſeine helden dafür? ſie trugen die laſt ihrer zeiten, wo die menſchen noch waren wie ſie die bloſse natur macht, wie ſie in dem groben ungeſchliffnen zuſtand eines volkes, das noch nerven hat, ſeyn können. Ach! die nerven, die nerven! die ſind immer (wie herr Pinto weislich bemerkt hat) an allem übel ſchuld. Man kann daher nicht genug eilen, ſie ihrer unbändigen, ſo viel unheil in der welt ſtifftenden ſchnellkraft zu berauben! Denn, haben wir nur dieſe erſt einmal weggeſchwelgt oder wegphiloſophirt, oder weggetändelt, oder auf welche art es ſey auſſer activität geſezt: dann räckeln wir uns hin, und, weil wir keine nerven mehr haben um zu lieben oder zu haſſen, *philoſophieren* wir

über die herrlichkeit der *wesen ohne sinnen und leidenschaften*; und, weil wir keine nerven mehr haben etwas zu unternehmen und auszuführen, beweisen wir, dafs der Weise weder hand noch fufs regen, sondern blofs zuschauen müsse; und, weil wir ohne nerven sind, und im dem stâte, worin wir zu leben die ehre haben, auch keine nöthig haben, sondern Drat-Puppen, *nervis alienis mobilia ligna* sind, schwingen wir uns über die partheyischen kleinfügigen *Bürgertugenden* hinweg, und — schwazzen von *allgemeiner weltbürgerschaft*; — kurz, je mehr wir durch die abschälungen und abstreifungen, die man mit uns vorgenommen, verlohren haben, je spitzfündiger werden wir, uns zu beweisen: dafs ein mensch desto vollkommner sey je *abstrakter* er ist, d. i. *je weniger er zu verliehren hat*; so dafs einer also erst dann ganz vollkommen wäre, wenn er gar nichts mehr zu verlieren hätte, d. i. *wenn er gar nichts mehr wäre*, — welches bekanntermâfsen das höchste gut gewisser *Fakirn* und *Foe-schüler* in Indien und allerdings *ultima linea rerum*, die unterste stuffe der abnahme des menschlichen geschlechts

ist;

ist, der wir, leider! zwar immer näher und näher kommen, sie selbst aber vermuthlich doch niemals völlig erreichen werden.

4.

In dem kreise, worinn uns die Natur ewig herumzudrehen scheint, lassen sich gleichsam *zwey pole* angeben, wovon der eine den höchsten punkt der natürlichen gesundheit, grösse und stärke des menschen, und der andre den tiefsten punkt der kleinheit, schwäche, erschlaffung und verderbniss bezeichnet. Jedes volk in der welt (dünkt mich) ist dazu gekommen, oder wird dazu kommen, sich erst auf dem einen und dann wieder auf dem andern dieser punkte zu befinden.

Und wo suchen wir nun den ersten dieser zeitpunkte, den *Zenith der natürlichen vollkommenheit des menschen?* — Wahrlich nicht in den gepriesenen goldnen altern der philosophie und des geschmaks, nicht in den jahrhunderten *Alexanders*, *Augusts*, *Leons X.* und *Ludwig XIV.* Das kann wohl niemanden mehr einfallen, der diese goldne

zeiten ein wenig genauer angesehen, und nur einigen begriff davon hat, was *mensch* ist und seyn kann. Auszierung, einfassung, schminke und flitterstât macht es nicht aus; etliche gute mahler, bildhauer, poeten und kupferstecher wahrlich auch nicht! Man zeige mir in einem von diesen jahrhunderten den mann, der sich nicht vor KARL *dem Grosen*, dem sohn eines barbarischen zeitalters (wie wirs, *den Griechen nachplappernd*, zu nennen pflegen) zur erde bücken müsse! Man messe (alle umstände gegen einander gleich gewogen) die *Alcibiaden*, *Alexander*, *Cäsarn* (für die ich selbst, meines orts, allen respect habe) und neben *Ihm* werden sie kleiner scheinen: wie *Lanzelott vom See* und seine genossen neben dem alten *Branor*, der eines ganzen hauptes länger war als sie alle, wie die alte geschichte sagt. Ich vergesse nicht, dass es unbillig wäre, KARLN die tugenden seiner *zeit*, und jenen Griechen und Römern die untugenden der *ihrigen* ohne abzug anzurechnen. Aber es ist auch hier nicht vom *persönlichem vorzug* dieser grosen menschen (wiewohl ich glaube, dass Karl auch von

die-

dieſer ſeite der gewinnende theil ſeyn würde) ſondern von dem vorzug der zeiten die rede — und dieſer gebührt gewiſs derjenigen, wo man der künſtlichern ausbildung und aufſtützung eben darum nicht bedarf, weil die natur noch alles thut.

Ich weifs ungefehr, was ſich zum vortheil der verfeinerung in ſitten und lebensart, die wir den groſsen Monarchien und Haupt-ſtädten, dem Luxus, der nachahmung der alten Griechen und Römer, dem handel, der ſchiffarth, u. ſ. w. zu danken haben, — und zum nachtheil der rauhern lebensart und gröbern ſitten der Patriarchen- Helden- und Ritterzeit ſagen und nicht ſagen läſst. Es iſt eine ausgedroſchene, erſchöpfte materie, an der ich weder mehr zu dreſchen noch zu ſaugen luſt habe. Aber hier iſt die frage: in welcher von beyden die menſchheit lautrer, geſunder, ſtärker und ſogar gefühlvoller geweſen ſey? (denn unſre alcoholiſierte und oft nur affectierte empfindſamkeit, die wir voraus zu haben glauben, iſt nur ein ſchwaches *Surrogatum* für die lebendigen, ſtarken, vollſtrömmenden gefühle der natur) Oder vielmehr es iſt *keine frage*:

die sache spricht für sich selbst; und niemand, so sehr ihn auch die last unsrer zeit zusammengedrükt oder der taumel unsrer vermeynten vorzüge verdumpft haben mag, kann nur einen augenblik anstehen, auf welche seite er entscheiden soll.

5.

Wir sind also leider! nicht mehr was unsre vorväter waren. FUIMUS TROES! Wir gewinnen im kleinen, und verliehren im grosen. Unsre abnahme, unser verfall, ist schon seit jahrhunderten die allgemeine klage. Alles dies ist ausgemacht. Aber, liegt die ursache davon in der Natur selbst, die, wie *Lucrez* meynt, als eine durch viele geburten geschwächte mutter, nicht mehr kräfte genug hat so grosse körper und gewaltige thiere hervorzubringen wie vormals? Oder liegt sie in äusern ursachen, und ist eine nothwendige folge des ewigen wechsels der menschlichen dinge? — Erstrekt sie sich auf die menschheit überhaupt, oder trift sie nur besondere völker und zeiten? Giebt es irgend einen punkt, wo sie still steht; einen kreislauf, der

uns

uns wieder dahin zurükbringt wo wir schon gewesen sind? Oder hat diese fatale abnahme keine grenzen? Haben wir *von Adam und Even an* abgenommen, und werden so lange, von generation zu generation, immer kleiner, schwächer, kröplichter werden, bis endlich (wie es einst der Nymfe Eccho und dem zauberer Merlin ergieng) nichts als eine blosse stimme, und zulezt (wenn auch diese ausgetönt haben wird) gar nichts mehr von uns übrig ist?

Eine kurze fortsetzung meiner bisherigen betrachtungen wird uns eine, wie mirs scheint, sehr natürliche auflösung dieser fragen an die hand geben.

6.

Wie alle meynungen der menschen, selbst die ungereimtesten sich immer auf irgend eine thatsache stützen; und, wie wir sterbliche fast immer nicht durch das was wir *sehen*, sondern durch das was wir daraus *schliessen*, betrogen werden; so scheint es auch hier ergangen zu seyn. Man bemerkte von einem gewissen punkte bis zu einem andern eine stuffen-

weise

weiſe abnahme; und nun ſchloſs man: die menſchen haben alſo immer abgenommen, und werden immer abnehmen; haben ſchon zu *Homers*, ja ſchon zu des Patriarchen *Iacob* zeiten abgenommen; ſind folglich deſto gröſser und vollkommner geweſen je näher ſie dem urſprung der menſcheit waren, und werden deſto armſeligere geſchöpfe, je weiter ſie ſich davon entfernen. Und nun lieſs man die einbildungskraft ausrennen!

Ich will — um die ſache durch ein etwas kurzweiliges beiſpiel zu erläutern mich nur bey einem einzigen vorzug verweilen, den ein faſt allgemeier glaube den menſchen der älteſten welt einräumt — nehmlich, den vorzug einer *ungeheuern körperlichen gröſse*. Wir wollen ſehen, was wohl an der ſache ſeyn mag, und mit welchem grunde ſich daher auf die abnahme der menſchlichen gattung ſchlieſsen läſst.

Nach dem berichte der *Talmudiſten* war ADAM, ſelbſt nach dem leidigen fall (durch den er auch in dieſem ſtücke unendlich viel verlohr) noch immer

neun hundert ellen hoch, ſo daſs ein *Swifiſcher Brobdignak* gegen ihn nur ein *Lilliputter* geweſen wäre. Die *Araber* (nach der erzählung des wanderers *Monconys*) machen ſich keinen viel kleinern begriff von der gröſse unſrer erſten Stammeltern; denn ſie zeigen bis auf dieſen tag drey berge oder hügel in der ebene von Mecca, auf deren einen EVA ihren *kopf*, und auf die beyden andern (die zwey musketenſchüſſe weit von jenem abſtehen) ihre *knie* bey einer gewiſſen gelegenheit geſtüzt haben ſoll. (*) — Doch man weiſs, daſs die Morgenländer ſtarke liebhaber vom vergröſsern ſind. Wir wollen uns alſo an einen neuern abendländiſchen gelehrten halten, der ſich viele mühe gegeben hat, auf den grund der ſache zu kommen.

Herr *Nicolaus Henrion*, mitglied der Academie des Inſcriptions zu Paris im erſten viertel dieſes jahrhunderts, ein mann, der eine groſse ſtärke in den morgenländiſchen ſprachen beſeſſen haben ſoll, arbeitete viele jahre tag und nacht an einem groſ-

ſen

(*) v. *Bayle Diction. article Adam.*

sen werke über mâlse und gewicht aller zeiten und völker des erdbodens. Es war seine lieblingsbeschäftigung; aber je mehr er entdeckungen machte, und je tiefer er sich in die alte welt hineingrub, je mehr wuchs seine arbeit ins unermessliche, und so überraschte ihn der tod, eh er damit zu stande kommen konnte. Der umstand, dass alle völker von je her mit *Füssen* gemessen haben, brachte ihn auf untersuchung der verschiedenen gröise des menschlichen fufses, und diese auf ausmessung der ganzen gröfse der menschen in verschiedenen zeitaltern. Im lahre 1718 brachte er der akademie eine chronologische tabelle der verschiedenheiten der länge des menschlichen körpers, von erschaffung der welt an bis zur christlichen zeitrechnung, so wie er sie nach seinen vermeynten entdeckungen calculiert hatte. Vermöge derselben hätten sich zwar die Rabbinen etwas verrechnet: jedoch bliebe unsern stammeltern immer noch eine sehr respectable länge. ADAM war, nach herrn Henrions tabelle, 123 fuss, 9 zoll Parser mâs, und EVA 118 Fuss 9 3/4 zoll lang. Allein bey der *neunten* generation zeig-

te ſich bereits eine merkliche abnahme; NOAH hatte ſchon 20 fuſs weniger als Adam; und bey der *neunzehnten* ſchrumpfte das menſchengeſchlecht vollends zu wahren Gezwergen ein: denn vater ABRAHAM mâſs nur noch 27 bis 28 fuſs. Nun wurden die zeiten immer ſchlechter, ſo daſs für MOSE nur 13 und für den *Thebaniſchen* HERKULES (*) kaum 10 fuſs blieben. ALEXANDER *der Groſse* muſste ſich an ſechs fuſs begnügen laſſen; und CAESAR (zu deſſen zeiten man die gröſse eines mannes ſchon lange nicht mehr nach füſsen ausmâſs) Cäſar konnte ein groſser mann mit fünfen ſeyn. — Schade daſs die Akademie der Auffchriften uns nicht wenigſtens einen theil der gründe und pieces juſtificatives hat mittheilen wollen, womit Mr. Henrion dieſen merkwürdigen mâſstab der menſchheit ohne zweifel zu belegen im ſtande war. Man hätte ſie doch wohl in ſeinen nachgelaſsnen papieren finden ſollen. Inſonderheit hätt'

(*) *der nach Freret's berechnung (Memoir. de l'Acad. des inſcr. Tom. VII. p. 485.) ungefehr 200 jahre ſpäter iſt als Moſes.*

hätt' ich ſehen mögen, aus was für gründen er uns begreiflich machen wollen, wie, zu einer zeit, da die menſchliche gattung ſchon auf 12 bis 13 fuſs heruntergekommen war, die *kinder Enaks* noch ſo ungeheure popanze ſeyn konnten, daſs die Iſraeliti-ſchen kundſchafter ſich ſelbſt gegen jene nur wie heuſchrecken vorkamen. (*)

Der Abbé *Tilladet* hatte der Akademie ſchon lange zuvor im jahre 1704 eine abhandlung über *die Rieſen* vorgeleſen, worin er aus heiligen und pro-fan-ſcribenten bewies, daſs es in den erſten zwey jahrtauſenden Rieſenvölker gegeben habe, und daſs nicht nur Adam und die erſten Patriarchen, ſondern auch die anführer der morgenländiſchen kolonien, die nach und nach den Occident bevölkert haben, insgeſamt Rieſen geweſen.

Einige jahre darauf nahm herr *Mahüdel* die fra-ge wieder auf, und weil ihn däuchte, daſs Tilladet die ſache ein wenig zu leichtgläubig und ſeichte be-handelt habe, ſo unterſuchte er ſie, in der ächten

Sham-

(*) *4 B. Moſe XIII.*

Shandeiſchen manier, als ein Phyſicus, Anatomiſt, Mechanicus, Geſchichtsforſcher, Kunſtrichter, Stâtsmann, Moraliſt, Oekonomiſt, u. ſ. w. und ſo fand ſich dann freylich, daſs die Männer, die mit einer fichte ſtatt des ſtabs in der hand über berg und thal daherſchritten, und denen, wenn ſie ins Mêr hineingiengen, das waſſer kaum bis an die kniekehlen reichte, bey genauerer ausmeſſung zu ganz leidlichen ungeheuern wurden; ſo wie das fürchterliche weiſse geſpenſt, das uns die hâre zu berge ſtehen machte, beym lichte beſehen und mit händen betaſtet, zu einem unſchuldigen hemde wird. Dies gilt nicht nur den mährlein ſolcher geſchichtſchreiber wie z. E. der Mönch *Helinand* (*) und ſein leicht-

(*) *Ein Chronikſchreiber aus dem anfang des 13ten jahrhunderts, auf deſſen glaubwürdigkeit die ſchöne erzählung beruht, von der entdeckung des grabes des vom Virgil beſungenen prinzen Pallas, Evanders ſohn, und wie man deſſen Leichnam 2300 jahre nach ſeiner beerdigung noch unverſehrt gefunden, und wie er, da man ihn an die ſtadtmauer zu Rom angelehnt, um den ganzen kopf über die mauer emporgeraget*

Bayerische Staatsbibliothek München

leichtgläubiger nachſchreiber *Toſtat*; nicht nur der höle des *Polyphemus*, dieſes berühmten Cyklopen, der nach *Faſels* verſicherung 200 ellen lang war, und zu Drepano in einer höle wohnte, die der *Jeſuit Kircher*, der ſie gemeſſen, — ſieben bis acht fuſs hoch befunden; nicht nur dem 46 ellen langen ſkelet des *Orion* in Kreta (beym Plinius) das die kritik mit gutem fug auf 6 herunterſezt, und das auch dann noch immer für eine reiſebeſchreibers-lüge grofs genug iſt: — ſelbſt *Goliath* und könig *Og von Baſan*, für deren ungeheure ſtatur wir das ehrwürdigſte zeugnis haben, ſinken, ohne nachtheil der autorität deſſelben, nach herrn Mahüdels berech-

habe, etc. etc. Welches alles ihm der ehrliche Alphons Toſtat, Biſchof von Avila, umſtändlich und getreulich nachgeſagt. Dieſer Toſtat iſt der grofse vielſchreiber, dem man nachgerechnet hat, daſs er, um die XXVII. dicke folianten, woraus ſeine werke beſtehen, bey leibesleben zu ſtande zu bringen, ſeine kindheit abgerechnet, jeden tag wenigſtens 5 Bogen ſchreiben muſste. Wer einen ſo dringenden beruf zum ſchreiben hat, dem bleibt freylich keine zeit zum denken übrig.

berechnung, zu einer unſre einbildungskraft weniger ermüdenden länge herab. Kurz, ſeiner beſcheidenen meynung nach, ſind zwölf fuſs das höchſte, was man irgend einem rieſen zuzugeſtehen ſchuldig iſt, und die beglaubte geſchichte ſtellt keinen einzigen auf, der dieſes mâs überſchritten hätte.

So wenig dies auch denen vorkommen mag, die von einem zweyhundert-ellen-langen kerl wie von der alltäglichſten ſache von der welt ſprechen: ſo dünkt mich doch, herr *Mahüdel* habe den feſten punkt der höchſten koloſſaliſchen gröſse des menſchen noch viel zu hoch geſezt, und man habe, um der mythologie und geſchichte alle billigkeit zu erweiſen, nicht nöthig ſie über ſieben fuſs anzunehmen; denn die höchſt ſeltnen ungeheuer, die dies mâs überſchritten haben möchten, verdienen, wenn die frage von höchſter natürlicher vollkommenheit iſt, eben ſo wenig in betracht zu kommen, als die zwey-oder dreyköpfigen miſsgeburten.

7.

Was in unſern zeiten wegen der *Patagonen* vorgegangen, giebt uns ein klares beyſpiel, wie es, ſehr natürlicherweiſe, mit den hiſtoriſchen und kosmographiſchen vergröſſerungen zuzugehen pflegt. Vielen ältern reiſebeſchreibern zufolge waren dieſe bewohner der weſtlichen küſte des magellaniſchen landes noch einmal ſo hoch als Europäer von gewöhnlicher ſtatur; und dies beſtättigte herr *Frezier* in ſeiner reiſebeſchreibung von 1732. aus dem munde verſchiedener *Spanier*, die als augenzeugen ſprachen. Zwey und dreyſsig jahre hernach befuhr (bekanntermaſsen) der Commodor *Byron* die küſte, wo dieſe Titanen zu hauſe ſeyn ſollten; er ſah ſie, und, wiewohl ſie ihm noch immer groſs genug vorkamen, um mit allem reſpect, den man *ſeinen höhern* ſchuldig iſt, von ihnen zu ſprechen: (*) ſo fand

(*) *Wie leicht die überraſchung und das erſtaunen auch den verſtändigſten mann zu unmäſsigen hyperbolen bringen kann, davon kann uns herr Byron ſelbſt zum beyſpiel dienen, da er ſagt: ſein Lieutenant, herr Cumming, der doch ſelbſt*

fand er fie doch wenigftens um 3 bis 4 fufs kleiner als die Spanier (die das grofse lieben) fie gemacht hatten. Der gröfste, den er unter etlichen hunderten fah, fchien ihm, dem augenmâs nach, nicht viel kleiner als fieben fufs. Endlich lernte capitain *Wallis* zwey jahre drauf die nehmlichen Riefen kennen, die man, weil fie faft immer zu pferde find, eben fowohl hätte zu neuen Centauren machen mögen. Zu gutem glücke hatte er juft zwo mefsruthen bey fich. In folchen fällen ift nichts über eine mefsruthe um hinter die eigentliche wahrheit zu kommen. Man mâfs die längften unter ihnen, und fiehe! es fand fich nur Einer der 6 fufs 7 zoll mâfs, und etliche wenige von 6 fufs 5 bis 6 zoll; die meiften hatten nur 5 fufs 10 zoll — bis 6 fufs. Und fo fchmolz eine länge, die nach fpanifchem augenmâs 10 bis 11 fufs betrug, in einem engländifchen auge auf fieben, und durch die mefsruthe auf

 fechs

felbft 6 fuß 2 zoll mäß, wäre diefen riefen gegenüber fo klein wie ein zwerg worden — und doch betrug der unterfchied höchftens nur 3 bis 4 zoll!

ſechs bis ſiebenthalb herunter. Man muſs geſtehen, dies iſt immer noch viel, und eine ganze Nation ſolcher ſtattlicher männer, mit weibern nach proportion, muſs für einen armen Europäer allerdings ein ſonderbarer und ſchauerlicher anblick ſeyn. Aber ſehr vermuthlich iſt die gröſse dieſer Patagonen auch das *non plus ultra* der menſchlichen ſtatur; und wenn wir von der angeblichen gröſse der menſchen in den patriarchen und heldenzeiten alles abziehen, was davon auf rechnung der verſchiednen mâsſe, und des betrugs der augen, und der lügenhaftigkeit der wanderer, ſêfahrer, und dichter, und der vergröſserung, die jede ſache durch das fortwälzen aus einem munde in den andern erhält, zu ſetzen iſt: ſo wird wohl eine länge von ſiebenthalb bis ſieben fuſs das höchſte ſeyn, was die rieſengeſchlechter der älteſten zeit, und die ſtattlichſten männer der heroiſchen und ritterlichen zu fodern haben. HERKULES hatte, nach der ausrechnung des Pythagoras, *ſieben fuſs*; eben ſoviel hatte KARL *der Groſse* — wiewohl er dieſen beynamen einer andern gröſse zu danken hat. Ich ken-

ne aus der geſchichte keinen dritten mann zu dieſen beyden. Ihre ſtärke war in verhältnis mit ihrer gröſse; ſie waren unermüdet in thätigkeit, tapfer in duldung, mächtig im ſtreit, und mächtig in frauenliebe. Wie ſollten wir alſo nicht ſicher annehmen können, daſs die ſtatur dieſer zwên gewaltigſten ſöhne des himmels und der erde das wahre mâs heroiſcher gröſse und majeſtät ſey, welches, verbunden (wie bey ihnen beyden) mit ſtärke und ſchönheit, diejenige äuſſerliche geſtalt giebt, die eines mannes würdig iſt, vor dem (nach Shakeſpears ausdruk) die natur aufſtehen und ſagen ſoll: *das iſt ein mann.*

8.

Geſezt nun, die natur habe, in den erſten zeiten der menſcheit, lauter menſchen von dieſem ſchlage, oder wenigſtens viele dergleichen hervorgebracht, — mit welchem grunde kann man ſagen, ſie habe in der folge die kraft verlohren, ihres gleichen hervorzubringen? Wie ſehr weit ſind Herkules und Karl der Groſse der zeit nach voneinander! Oder, wollte man einwenden, dies wären einzelne auſ-

ferordentliche männer gewesen: hatte *Herkules* nicht seinen *Theseus* und *Peirithous*? Waren nicht die *Argonauten* seine spiesgesellen? Hatte *Karl* nicht seine *Pairs*, seinen *Roland*, u. s. w. Sie waren die ersten unter ihren *Pairs*, wie Achill unter den helden der Griechen; aber ihre Pairs waren keine gemeine menschen. Und finden wir nicht, noch bis auf diesen tag, bey den noch ungebändigten völkern Asiens und der Neuen Welt, die ganze anlage, ja selbst einen grosen theil der eigenschaften und tugenden der heroischen zeiten? die grosen körper, die stärke und behendigkeit, die duldsamkeit, den muth, die treuherzigkeit, die zu Tacitus zeiten das eigenthum der Germanen und andrer nordischen völker waren? Die edelsten unter den Westindianischen horden und stämmen sind uns noch wenig bekannt: aber was für eine anlage entdekt sich z. B. scho in dem wenigen was uns COOKE von den *Neuseländern* erzählen kann! Ihre zeit ist noch nicht gekommen. Denn, nach der analogie zu urtheilen, geht ein unvollkommnerer stand der wildheit vor dem heroischen zeitalter eines volks

vor-

vorher: weil zu diesem schon ein gewisser höherer grad von entwiklung und ausbildung, ein gewisser fortgang der kriegskünste, und eine weniger dürftige lebensart gehört. Ihre zeit ist also noch nicht gekommen; aber warum sollte sie nicht endlich eben sowohl kommen als der alten Pelasger, Iberier, Germanen und Britten ihre, — und, auf einer andern seite des erdbodens, der Saracenen, der Türken, der Mogolen, ihre gekommen ist?

9.

Wie dem auch sey, nichts bedarf wohl weniger einer ernsthaften widerlegung, als die meynung von immer zunehmender entkräftung der natur und stetem abnehmen der *menschheit*. Wo man jemals abnahme gesehen hat, da hat man sie bey *einzelnen völkern* gesehen — und immer waren's die *sittlichen ursachen*, immer war's stufenweise entnervung und verderbnis, durch tyrannie, übermäfsige ungleichheit, hoffart, üppigkeit und zügellose sitten, was endlich im ganzen stâtskörper diese *Kachexie* hervorbrachte, die sich mit seinem tode endigte. Die verderbnis und schwäche gieng nie ins

unendliche; ſie hatte immer ihr gewiſſes mâs, wie geſundheit und ſtärke auch. Als es mit den Römern dahin gekommen war, daſs der nahme Römer, der vormals Königen ehrfurcht eindrükte, bey den Gothen zu einem ſchimpfnahmen wurde, den kein ehrlicher kerl auf ſich ſitzen laſſen konnte — ſo war es auch aus mit ihnen. Dieſe ausſchweiffendſten, raubgierigſten, niederträchtigſten aller menſchen, die das ſchändlichſte zu thun und zu leiden fähig waren, wurden zulezt auch die feigeſten und wehrloſeſten des erdbodens. — Tiefer iſt nie kein anderes volk geſunken. Aber ihr verderben war, gleich einer ſeuche die nicht über einen gewiſſen kreis hinaus kann, in die grenzen ihrer ſitten eingeſchloſſen. Die Gothen, Wandalen, Longobarden, Franken, Sueven, u. ſ. w. die ihre herren wurden, waren unangeſtekt geblieben. Das groſse ungeheure âs lag und moderte; aber was noch von geſunden beſtandtheilen übrig war, verlohr ſich in einer neuen ſchöpfung. Neue völker, neue namen, neue reiche, verfaſſungen, ſitten und ſprachen, giengen aus den trümmern der alten welt hervor:

und nun fieng ſich der zirkel wieder an. Die Römer, denen *Horaz* ſoviel böſes weiſſagte, waren den Römern aus den zeiten der *Coriolanus*, *Curius*, *Cincinnatus*, nicht unähnlicher, als wir heutigen Europäer unſern ſtiftern und altvordern ſind. Unſer fortgang ins ſchlechtere wird, troz aller unſrer palliative und betäubungsmittel, immer ſichtlicher. Eine kraft, die mächtiger iſt als wir, ſtöſst uns immer näher gegen jenen punct, der noch allen völkern, die ihn berührt haben, fatal geweſen iſt. Werden wir vielleicht allein die ausnahme machen?

Aber, was daraus auch werden mag, die menſchliche gattung überhaupt wird nichts dabey verlieren. Andre völker, die jezt noch in der wildheit ihres kindiſchen alters herumlauffen, werden ihre jugendſtuffe beſteigen; unverdorbne, kraftvolle, gutartige menſchen, — wenn anders unſre koſmopolitiſche neigung auf dem ganzen erdenrunde herumzuſchwärmen, und allen völkern, von Grönland bis in die Südſeinſeln unſre künſte zu zeigen und unſre häſslichen krankheiten mitzutheilen, bis dahin noch unangeſtekte menſchen übrig läſst — werden

die

die patriarchen neuer zeitalter werden; neue helden, neue *Argonauten*, neue *Orpheen* und *Offiane*, neue ritter von der *tafelrunde* — kurz die ganze geſchichte, wie ſie Virgil in ſeiner vierten Idylle in ſo ſchönen verſen weiſſagt, wird unter andern formen und in andern gegenden wieder kommen; und in dieſer ordnung der natur wird ſich die menſchheit vielleicht noch lange fortdrehen, und von zeit zu zeit neugebohren werden, wachſen, blühen, reiffen, abnehmen, verderben, und dann wieder auferſtehen, und wieder blühen, und wieder verderben; bis die erde endlich ihre zeit erfüllt hat, und eine begebenheit, die alle übrigen verſchlingt, die ſcene ſchlieſsen wird.

Ich will damit nicht ſagen, daſs dieſe kreisförmige bewegung, womit ſich die menſchlichen dinge umwälzen, ein wahrer zirkel ſey. Man hat vielmehr alle urſache, wie mich däucht, zu glauben daſs es keiner ſey. Kein volk hat jemals die ſtufe wieder betreten, von der es einmal herabgefallen, noch durch irgend ein wunder der kunſt die natürlichen kräfte wieder bekommen, die es einmal verloh-

lohren hatte. Die *Perſer* ſind nie wieder worden was ſie unter *Cyrus* waren; die *Athenienſer* haben ſich nie von ihrem *Alcibiades*, die *Spartaner* nie von ihrem *Lyſander* wieder erholen können. Es ſcheint, die reihe des ſteigens und fallens müſſe nach und nach an alle völker kommen — die nicht, wie die Grönländer, Lappen, Kamtſchadalen und ihres gleichen, mit eiſernen banden des klima's gefeſſelt, ihr daſeyn im ſtarren nebel der dumpfheit, wie halberfrohrnen menſchen zukömmt, hinträumen.

10.

Aber hier iſt es hohe zeit zu ſchweigen! — Denn der Natur heiligen ſchleyer aufzudecken und in ihr inneres räderwerk zu ſchauen, und zu zeigen wie eins ins andre greift, und wie, durch den ewigen ſtreit und die ſcheinbare verwirrung der theile, das Ganze im gang erhalten wird; wie alles übel gut, aller tod leben iſt, und alle die tauſendfachen bewegungen der dinge, auf und nieder, vorwärts und rückwärts in concentriſchen und excentriſchen kreiſen, am ende doch nur Eine ſtille unmerklich

fort-

fortrückende ſpirallinie machen, die alles ewig dem allgemeinen mittelpunkt nähert — iſt eine aufgabe, deren auflöſung ganz andere organen und einen ganz andern geſichtskreis als den unſrigen, zu erfodern ſcheint.

Nur eine oder zwey anmerkungen mögen mir noch vergönnt ſeyn, um (wo möglich) miſsverſtand zu verhüten; wiewohl ich je länger je mehr lerne, daſs man dazu ganz beſonders *von den Feen begabt* ſeyn müſse.

Meine abſicht iſt eben ſo wenig unſerm jahrhundert hohn zu ſprechen, als ihm zu ſchmeicheln. Ich halte es für keines der würkſamſten mittel ſeine zeitgenoſſen zu beſſern, wenn man ihnen, wie *Swift*, ewig beleidigende dinge ſagt. Aber ſie immer zu ſtreicheln und liebzukoſen und einzuwiegen und in ſchlaf zu ſingen, taugt auch nicht viel. Es iſt natürlich, wenn ein mann, der dem ſpiele ſchon eine ziemliche weile zuſieht, immer mit den vorzügen unſrer zeit, und den vortheilen unſrer aufklärung, unſrer verfeinerung, unſrer weltbürgerey

u. ſ. w.

u. ſ. w. klappern hört, und doch nirgends ſieht daſs es darum beſſer, wohl aber daſs es immer deſto ſchlechter geht: — daſs einer dann einmal des klapperns überdrüſsig wird, und ein wort ſagt, das er (weil es doch zu nichts helfen wird) eben ſowohl hätte ungeſagt laſſen können — Wenn dann aber gleichwohl (wie das niemand wiſſen kann) hier oder dort jemand dadurch veranlaſst würde, der ſache weiter nachzudenken, und die natürliche folgen zu ziehen, und auf die nächſten mittel zu denken, wie er's, wenigſtens für ſeine perſon, zu machen hätte, um das bischen menſchenſinn und menſchenkraft, und freude an ſeinen mitgeſchöpfen und ſich ſelbſt, und glauben und liebe, und wahrheit und treue, womit ihn Gott in die welt ausgeſteuert, ſoviel er noch davon übrig hätte, aus dieſem groſſen getümmel, zuſammenlauf und jahrmarkte der welt glüklich davonzubringen, und in der ſtille ſeines häuslichen lebens, zu ſein und der ſeinigen nutzen und frommen, anzulegen: — das wäre denn gleichwohl auch ſo übel nicht!

Ich genieſſe dankbarlich alles gute was uns künſte und wiſſenſchaften gewähren; wärme mich zu-

weilen an ihrem feuer, wenn mir vielleicht beſſer wäre ins freye hinaus zu gehen, und mir durch tüchtige bewegung warm zu machen; und laſſe mir oft ihre laterne leuchten, ohne gewahr zu werden daſs es heller tag iſt — wie es vielen unter euch, lieben freunde, wohl auch gegangen ſeyn wird. Inſonderheit habe ich immer groſse hochachtung für die goldnen jahrhunderte *der Muſen und Künſte* gehabt, zumal für das erſte, — vielleicht deswegen, weil wirs doch meiſtens nur von hörenſagen kennen. Mich dünkt auf der ganzen leiter, worauf ich die menſchenkinder (wie Iacob dort die Engel in ſeinem traum) ewig auf und nieder ſteigen ſehe, ſind nur zwey ſtufen, wo ſie zu ihrem vortheil in die augen fallen. Die eine iſt der zeitpunkt, wo ein volk viel freye, edle, gute menſchen, und die beſten unter ihnen an ſeiner ſpitze hat: — die andre der, wo es kiinſtler hat, die den Geiſt der heiligen Götter empfangen haben, um die bilder der groſsen menſchen, *die nicht mehr ſind*, aus marmor und elfenbein zu ſchnitzen, und den Göttern, *an die man nicht mehr glaubt*, ſchöne tempel auf-

zu-

zubauen, und die thaten der helden, *die niemand mehr thun kann*, oder, wenn er könnte, *nicht thun darf*, in schönen schauspielen, zu grosser leibes- und gemüthsergötzung ihrer mitbürger und hoher herrschaften, vorzustellen. Es liesse sich, wenn's nöthig wäre, der XXVIIIste theil zu den XXVII folianten des *Alphons Tostat* darüber schreiben, wie viel artige vortheile, zeitvertreib, stoff zu gesprächen in gesellschaften und im vorzimmer, stoff zu theorien, kritiken, rezensionen, epigrammen, parodien, u. s. w. wieviel gelegenheit zu tausenderley neuen beschäftigungen, gewerben, charaktern, narrheiten, und folglich wieder zu neuen schauspielen, neuen kritiken, apologien etc. die verfeinerte welt ganz allein *diesen schönen künsten* zu danken hat. Alles dies sehe ich, und bin weit entfernt, die summe aller dieser vortheile nicht gerade soviel gelten zu lassen als sie beträgt: aber gleichwohl wird es erlaubt seyn zu sagen, dass ein *held* mehr werth ist als sein *bild*, eine *grosse that* mehr als ein *schauspiel*, oder als eine *abhandlung* über ihre moralität und verdienstlichkeit; kurz, dass die zeit des *seyns* vor der zeit des *nachahmens*, d. i. die

zeit der natur vor der *zeit der kunſt* — einen gewiſſen vorzug hat, den man ihr nicht abſprechen kann.

Noch wird es nicht ſchaden, mich über den vorzug, den ich der *ſtärke* und *realität* vor *feinheit* und *anſtrich* gebe, mit etlichen worten zu erklären. Mein glaubensbekenntnis über *materie und form* iſt dieſes. Wenn ein roher klumpen — gold iſt, ſo benimmt ihm freylich ſeine ungeſtalt nichts von ſeinem werthe; doch iſt der klumpen nicht eher brauchbar bis er eine form hat. Ein goldnes gefäſs iſt deſto mehr werth je mehr es maſſe hat; und da die form, bey gleichviel maſſe, ſchön oder häſslich ſeyn kann, ſo ſehe ich nicht, was eine ſchöne form ſeinem innern werth ſchaden könnten: indeſſen iſt richtig, daſs es auch mit der ſchlechteſten form immer ſeinen innern werth behält. Ein ſtück thon hingegen, oder ein klümpchen gekäut papier, da es nur durch form und faſson einigen werth bekommt, kann nicht ſchön genug gearbeitet, gemahlt, und gefirniſst ſeyn. — Ein groſser, edler, verdienſtvoller mann kann einer gewiſſen politur entbehren, und verlöhre vielleicht durch ſie: aber ein bengel, der keinen

andern

andern titel als ſeine knochen und ſeine grobheit hat um anſpruch an verdienſt zu machen, muſs ſich in der ſphäre der laſtträger halten, wenn ſein verdienſt erkannt werden ſoll. — Eine Schöne und eine Häſsliche haben beyde gleichviel urſache gekleidet zu ſeyn; jene ihre reizungen, dieſe ihre mängel zu verbergen. Die naktheit der Schönen würde eine weile augenweide ſeyn, aber bald ſättigen und ermüden; mit lumpen behangen und mit ſchmuz bedekt, würde ſie eckelhaft werden. *Venus* ſelbſt muſste von den *Grazien* angekleidet und geſchmükt werden — ein bild, worein die Griechen eine groſse wahrheit hüllten. Auch die kunſtloſeſten töchter der rohen natur fühlen dies und haben ihre Grazien. Wer nichts darnach fragt ob er gefällt oder miſsfällt, kann es halten wie er will; aber wer gefallen möchte; und empfindlich iſt wenn es ihm fehlſchlägt, hat unrecht wenn er das verachtet was eine nothwendige bedingung zum gefallen iſt. — Kurz, indem ich natur und einfalt und wahrheit über künſteley, flitterſtât und ſchminke ſetze, verlange ich der *ungeſchliffenheit* und dem *Cynismus*, wodurch viele heutiges tages eindruk zu machen hoffen, das

wort eben so wenig zu reden, als es meine absicht ist, durch den gegensaz unsrer schwäche mit der stärke unsrer Altvordern den heutigen Modeton mitzuleyren. Die prätension an genie, grösse, stärke, kühnheit und freyheit läuft gegenwärtig wie eine grosse Epidemie durch halb Europa. Es ist ein possierliches schauspiel dem gewimmel und gelärme in den sümpfen da unten zuzusehen, und was sich die armen frösche aufblasen um auch gros zu seyn; während der majestätische stier ruhig und sorglos auf seiner aue dahergeht, und nicht weiss ob er gros ist, und die stärke seiner stirne nicht fühlt bis er ihrer vonnöthen hat. Alle wahrhaft grosse tapfere männer, die ich noch gesehen habe, waren bescheiden und sanft, und sprachen am wenigsten von den eigenschaften, worin man ihnen den vorzug zugestand. Ein Herkules kann nur sehr selten in den fall kommen von seinen schultern und armen sprechen zu müssen. Wer aber noch immer der einzige ist der um das geheimnis seiner hohen vorzüge weiss, der ziehe eine nebelkappe um sich, und rede durch thaten.

IV.

GEDANKEN
ÜBER DIE IDEALE DER ALTEN.

I.

Wer über einen ſpeculativen gegenſtand, der ſich weder *berechnen* noch *meſſen* läſst, ſpricht, kann weiter nichts thun, als *ſeine meynung* davon ſagen; ſagen, *wie* die ſache ihm *ſcheint*, und (wofern er's kann) *warum* ſie ihm ſo *ſcheint*. Dieſe ſeine meynung iſt dann das reſultat ſeiner *individuellen* art zu denken, ſeiner empfindungeu, erfahrungen, wahrnehmungen, meiſtens auch (er mag ſich deſſen nun bewuſst ſeyn, oder nicht) andrer vorgefaſsten meynungen, lieblings-ideen, und unfreywilliger neigung der ſêle nach einem gewiſſen punkt, auf den ſich, mehr oder weniger, alle ihre vorſtellungen beziehen. Alles kömmt dann darauf an — wie gut er den gegenſtand kennt — ob er

ihn auch nah und lange und oft genug — von mehr als einer seite — in mehr als einem lichte — erhizter und flüchtiger, oder kälter und gelassener — mit mehr oder weniger zur sache erforderlichen hülfkentnisen — mit mehr oder weniger scharfsinn, behutsamkeit, überlegung, betrachtet hat. Es kann ihm begegnen aus sehr richtigen grundsätzen zu viel zu schliesen — oder es kann ihm, bey dem grösten scharfsinn, bey den hellesten begriffen, an einem einzigen umstande fehlen, wodurch seine ganze gedankenrechnung unrichtig wird. Kurz, er kann auf unzählige art der wahrheit verfehlen, wie beynahe immer und in allen dingen das los aller sterblichen ist. Genug, er hat seine meynung gesagt, er glaubt (wie natürlich) recht zu haben, und das übrige soll ihn nichts kümmern. Denn es ist nicht halb soviel daran gelegen, als viele sich einbilden,

ob Scaramuz, ob Scapin besser tanze?

Und wenn wir auch, indem wir selbst irre gehn, andere mit uns irre führen, — sind wir nur ehrlich zu werke gegangen, was thuts? Warum giengen die

leute nicht ihrer eignen naſe nach? Wer heiſst ſie ſich um anderer leute meynungen bekümmern? Was kann ein mann unſchuldigers thun als ſeine meynung ſagen? Folget denn gleich daraus, daſs wir ihm recht geben müſſen? — Aber gewöhnlich hat es mit dem rechtgeben auch nicht ſoviel auf ſich als man denkt. Denn meiſtens ſind unter hundert, die einem autor recht geben, fünfzehn bis zwanzig, die es bloſs darum thun, weil ſie finden daſs der autor *ihrer* meynung iſt; die übrigen achtzig intereſsiert die ganze ſache ſo wenig, daſs es ihnen ganz gleichviel iſt was darüber geſagt wird, und wer recht hat; und ſo halten ſie es dann, bequemlichkeit halber, immer mit dem der am lautſten ſchreyt, oder den ſtärkſten trumpf drauf ſezt, oder zulezt geſprochen hat.

Es giebt zwar auch eine art von leſern, die einem autor zuweilen das compliment machen: ſie ſeyen klüger durch ihn geworden — und die damit wahrheit zu ſagen glauben. Das ganze geheimnis aber iſt: daſs er ihnen die mühe erſpart hat, aus bloſser

blofser eigner kraft von einem gedanken entbunden zu werden der ſchon in ihrer ſêle lag, und vielleicht über kurz oder lang auch ohne ſeine hülfe zum vorſchein gekommen wäre. Daſs er ihnen nun, mit ſo wenig mühe und ſchmerzen auf ihrer ſeite, den hebammendienſt gethan, ſie einer ſêlenbürde zu entledigen, wovon ſie ſich öfters, ohne recht zu wiſſen was es war, gedrükt gefühlt katten — und die ſie nun gleichwohl, da ſie neugebohren auf ihrem ſchôſse liegt, als ihr eigen fleiſch und blut betrachten — das muſs ihnen nothwendig angenehm ſeyn. Und ſo erkennen es denn auch die gutherzigen unter ihnen mit allem dank, wenigſtens unter vier augen: im grunde aber könnten ſie ſich den dank mit gutem gewiſſen erſparen. Denn der mann, der ihnen den beſagten dienſt erwies, hat ſeinen lohn dahin, da er das vergnügen hat daſs ſie ſeiner meynung ſind; welches etwas iſt, das niemanden, der nicht wie *Robinſon Cruſoe* allein in einer Inſel lebt, ganz gleichgültig ſeyn kann.

Ich bin im begriff die gefahr auch zu laufen, und über eine ſache — die zwar nicht ganz uner-

heb-

heblich ist, aber doch mit dem besten der kirche und des stats, den guten sitten, und dem flor und der aufnahme unsers lieben vaterlandes auch gemeiner menschheit überhaupt, nur in einer gar entfernten beziehung steht — meine meynung hören zu lassen.

Ehmals mufste man in solchen fällen, um seine bescheidenheit zu manifestiren, sagen, — meine wenige — oder meine unmafsgebliche meynung. Nachdem aber heutiges tages Gottlob! nun jedermann weifs, dafs ein mann nicht leicht etwas thun kann, das weniger wäre als seine meynung über etwas zu sagen; und nachdem es mit dem vorurtheile des ansehens dahin gediehen ist, dafs selbst kinder und säuglinge sich aus der autorität und mâsgabe ihrer Aeltern und Bessern gerade so viel machen als aus einer hohlen nufs; so braucht es keiner solchen beywörter mehr, und man sagt, ohne ein solches Salva venia vorauszuschicken, seine meynung worüber man will, und so gut man's versteht, ohne dafs es eben viel zu bedeuten hätte, oder die welt

nur halb so viel kundschaft davon nähme, als die herren autoren sich gemeiniglich einbilden.

2.

Ich bin nicht belesen genug, um zu wissen ob unter den unzähligen weisen leuten, die seit viertausend jahren über göttliche und menschliche dinge — radottiert haben, nicht schon einer gewesen ist, der *a priori bewiesen* hat:

„*daß die menschliche gestalt unter allen möglichen gestalten die schönste sey.* „

Sollte es aber schon geschehen seyn oder noch künftig geschehen, so hätte der mann, der sich dieses verdienst um die menschheit gemacht hat oder dereinst noch machen wird, meines Erachtens weiter nichts damit gethan, als — was SWIFT den edeln *Huynhnhm* thun läßt, der dem armen gedemüthigten Tropf *Gulliver* in die zähne beweist:

„*daß die Pferdegestalt unendlichmal schöner und vollkommner sey als die menschliche.* „

Was indeſſen niemand zu läugnen begehren wird, iſt dies: daſs es uns menſchen, vor der hand, noch immer unmöglich geblieben iſt, eine geſtalt *die uns ſchöner vorküme* zu erfinden als die geſtalt unſrer eignen gattung. Und das iſt für unſern hausbrauch genug.

Aber ſo ausgemacht dies iſt, ſo wenig kann geläugnet werden: daſs ſchwehrlich jemals ein einzelner menſch, mann oder weib, in ſo hohem grade ſchön geweſen ſey, daſs ſeine geſtalt, ſtückweiſe oder im ganzen, nicht immer noch ſchöner als ſie war hätte *gedacht* werden können; oder, daſs er nicht immer urſache gehabt hätte zu befürchten, es könnte unverſehens ein ſchönerer kommen und ihn aus dem beſiz ſeines vermeynten vorzuges herauswerfen.

Dieſer ſatz ſcheint mir ſo wahrſcheinlich, daſs ich beynahe verſucht werden könnte, mit den worten eines *ſehers* unſrer zeit zu fragen: „eine wahrheit von ſo millionenfachen beweiſen, darf ſie ohne unverſchämtheit, darf ſie im ernſt in zweifel gezogen werden? „ — wofern ich dergleichen leb-

lebhaftigkeiten, in unterſuchungen wo es immer ein unglück iſt gar zu warm zu werden, für anſtändig hielte.

In der that, was kann man von dem zuſammenfluſſe aller dieſer unzählichen phyſiſchen und ſittlichen urſachen, die vom augenblicke der zeugung an bis zum augenblicke der zerſtörung von allen ſeiten auf jeden menſchen eindringen, anders erwarten, als daſs *die anlage zur ſchönheit* in ihm mehr oder weniger dadurch angefochten werden müſſe? Von dieſen widrigen einflüſſen iſt kein klima, ſo wohlgemäſsigt es ſey, iſt kein ſterblicher, ſo wohlgebohren und glücklich erzogen er ſey, ausgenommen. Oder, wo iſt das land, worinn nur in zehn jahren die witterung nie unmäſsig, die luft nie mit ſchädlichen dünſten und ſâmen anſteckender krankheiten angefüllt geweſen wäre? wo iſt der menſch, deſſen organiſation, geſichtsbildung, geſundheit und ſtärke, von mutterleibe an, nichts von auswärtigen erſchütterungen, nichts von der ungnade der elemente, nichts von ungeſunder oder übermäſſiger nahrung, nichts von krankheiten und zufälli-

gen

gen beſchädigungen, nichts von zwang, druck, übertreibung und überſpannung; nichts von eignen und fremden leidenſchaften geliten habe? Mit welcher wahrſcheinlichkeit iſt zu erwarten, daſs die unzählbaren urſachen, wovon alle augenblicke immer einige bereit ſind *zum nachtheil der ſchönheit* auf jeden einzelnen menſchen zu würken, ſich jemals nur bey einem einzigen, wie durch abrede oder vorbeſtimmte harmonie, *zum vortheil derſelben vereiniget haben ſollten*? — Ein *vollkommen ſchöner menſch* iſt alſo — was alle vollkommene dinge in dieſer welt ſind — ein ABSTRACTUM, das nie exiſtirt hat, nie exiſtiren wird, und nie exiſtiren kann.

Geſezt alſo, die *alten Griechen* wären zur zeit, da die bildenden künſte unter ihnen blüheten, das ſchönſte volk unter der ſonne geweſen: ſo konnte ihnen doch kein *Alcibiades* noch *Phädrus*, keine *Lais*, *Phryne* noch *Glycera* das urbild vollkommner ſchönheit darſtellen.

Aber was für urſache haben wir, von der ſchönheit und güte (der *Kalokagathie*) der beſagten Griechen

chen eine so hohe meynung zu hegen, um zu behaupten, sie seyen schönere und bessere menschen gewesen als die heutigen Europäer?

Ein berühmter gönner dieser meynung geht von der vorausſetzung aus, und glaubt die sehr natürliche frage, *woher kam dies?* folgendergestalt aufgelöſst zu haben:

„Da die kunſt nichts höhers, reiners, edlers erfunden und ausgearbeitet hat als die alten griechiſchen bildſäulen aus der beſten zeit;

So hatten die Griechen entweder *höhere* IDEALE — *imaginierten* sich vollkommnere menſchen — ihre kunſtwerke waren bloſs *neue geſchöpfe* ihrer *dichterkraft* —

„Oder — sie hatten eine *höhere* NATUR um sich, und dadurch ward es ihnen möglich ihre Imagination so hoch zu ſtimmen — und ſolche bilder darzuſtellen.

„Nun kann ein menſch überall nichts ganz erſchaffen; und jeder künſtler copiert ſeine meiſter, die

um

um ihn lebende Natur ſeines zeitalters, ſich ſelbſt — kann aber doch die Natur ſelbſt nie völlig erreichen:

„Schöne werke der bildenden kunſt ſind alſo immer ganz zuverläſsig ſiegel und pfand *ſchönerer Natur.*

„Nun *machten* die alten griechiſchen künſtler ſchönere werke als die unſrigen:

„*alſo waren die Griechen ſchönere menſchen, beſſere menſchen*, und das jezige menſchengeſchlecht iſt ſehr geſunken.„

Dieſem entgegen ſage ich:

Das jezige menſchengeſchlecht mag wohl ſehr geſunken ſeyn, aber das muſs aus andern gründen bewieſen werden.

Die alten Griechen, beſonders im jahrhundert Alexanders, waren überhaupt weder ſchönere noch beſſere menſchen als die heutigen Italiäner, Franzoſen, Engländer, Deutſchen, u. ſ. w.

Der grund alſo, warum die *Phidias*, *Alkamenes*, *Praxiteles*, *Lyſippus*, u. ſ. w. ſo ſchöne bilder mach-

machten, war nicht weil sie von einer schönern Natur umgeben war:

sondern es finden sich einige andere gegründete ursachen, welche diese erscheinung sattsam begreiflich machen.

Auch imaginierten sie sich nicht vollkommnere *menschen* — sondern *Heroen* und *Götter in hülle menschlicher gestalt*, und dies sind eigentlich die hochgepriesnen IDEALE, in der edelsten bedeutung dieses wortes *darum* so genannt,

weil der künstler, der z. E. die *Niobe*, oder den *Vaticanischen Apollo* hervorbrachte, nicht nach einem vor ihm stehenden *lebendigen originale*: sondern nach einer in seinem Geist erzeugten, in seiner phantasie schwebenden IDEE arbeitete.

Und *insoferne*, und weil nie ein jüngling oder weib sich anmasen konnte, so schön, geschweige noch schöner seyn zu wollen als dieser *marmorne Apollo*, diese *marmorne Niobe*, kömmt man wohl sagen, dass es *neue geschöpfe ihrer dichterkraft* gewesen,

wie-

wiewohl ſich darum niemand einfallen lies, zu behaupten, daſs ſie von dem künſtler aus Nichts erſchaffen worden, ſondern immer eine ewige wahrheit bleibt: daſs die NATUR, wo nicht die *quelle*, doch gewiſs die *veranlaſſung*, — und überhaupt in allen fällen das *vorbild* (Typus) der menſchlichen ideen, obgleich nicht in jedem einzelnen falle das *urbild* (Archetypon) der menſchlichen werke iſt.

Wenn ich alſo von den ſogenannten *Idealen* der griechiſchen künſtler als *dichteriſchen werken* oder geſchöpfen ihrer imagination ſpreche, ſo iſt meine meynung: daſs *einige* ihrer werke *weder kopien noch karikaturen der im einzelnen ſie umgebenden Natur* geweſen, ſondern nachbildungen von *urbildern*, die *auſser der imagination des erſten erfinders* nirgends in der Natur *ſo* dageweſen; und von *dieſen werken allein* behaupte ich, daſs ſie einen grad von ſchönheit, oder gröſse und majeſtät gehabt haben, deſſen kein einzelnes menſchliches weſen ſich rühmen konnte;

dafs auch hier, wie in allen menfchlichen dingen, *ein mehr und weniger* ftatt gefunden, und dafs die kunftwerke, die man gewöhnlich mit zu weniger unterfcheidung unter der rubrik *Ideale* in eine maffe zufammenwirft, von fo verfchiedener befchaffenheit gewefen, dafs diefe benennung nicht allen in einerley bedeutung zukommen könne.

Endlich fcheint mir ein refultat von allem diefem: dafs fich fchwerlich ein grund erdenken laffe, warum nicht auch neuere künftler (ohne überhaupt eine fchönere Natur um fich zu haben) eben fo fchöne, vielleicht noch fchönere werke als die Alten follten hervorbringen können, wenn fie nicht nur die nehmliche gelegenheit und freyheit hätten die fchönften einzelnen Naturen ihrer zeit zu befchauen, fondern (was eben fo nöthig ift) auch die nehmlichen grofsen bewegurfachen und antriebe hätten, von welchen die imagination jener alten emporgetragen und öfters zu einer höhe aufgefchwungen wurde, die fich unter weniger günftigen umftänden nicht

erei-

erreichen läſst. — Denn man kann nicht alles was man will, und thut daher wohl, wenn man nicht mehr will als man kann.

Dies ſind ungefehr die hauptſätze, in welche die folge meiner gedanken über die ideale der alten eingeſchloſſen iſt, und worüber ich nun genauere rechenſchaft geben werde.

3.

Ich habe einen ſo groſsen begriff von den vorzügen der *alten Griechen*, als nur irgend einer haben kann, der ſich einige mühe gegeben hat, ſie kennen zu lernen. Zu jener zeit, da meine imagination über Muſarion und Agathon brütete, ſchwärmte ich wohl ſelbſt ein wenig über dieſen punkt. Allein, da die einbildung „*daſs es tugend ſey ſich in ſeinen meinungen und behauptungen immer gleich zu bleiben*“ mich nie verhindert hat noch jemals verhindern ſoll, meine begriffe von menſchen und menſchlichen dingen immer richtiger zu machen: warum ſollt' ich nicht bekennen, daſs die

Griechen durch längere und genauere bekanntſchaft vieles von ihren vorzügen vor andern ältern und neuern völkern in meinen augen verlohren haben?

Wenn ich *Griechen* ſage, ſo iſt die rede weder von HOMER noch SOPHOKLES, weder von SOKRATES noch EPAMINONDAS. — Dieſe und einige andre Griechen die wir aus der geſchichte oder aus ihren werken kennen, gewinnen freylich (wie alle in hohem grade vortrefliche menſchen) je länger man mit ihnen umgeht, und je mehr man gelegenheit hat ſie mit andern zu vergleichen.

Aber hier iſt die rede von der *Nation* — von Athenienſern, Spartanern, Thebanern, Korinthiern, Phocäern u. ſ. w. und dies macht einen groſsen unterſchied. Der begrif von einem ganzen volke iſt ein unendlich zuſammengeſezter, unendlich verwickelter begrif, wo man ſich vor betrüglichen abſtraktionen, falſchen induktionen, verwirrungen der zeiten und orte, ſchlüſſen vom einzelnen und beſondern aufs allgemeine, und zwanzig andern wegen die wahrheit zu verfehlen, nicht genug hüten kann.

Ich

Ich ſehe die überſpannte meynung von der höhern körperlichen und ſittlichen vollkommenheit der Griechen bey vielen als die zuſammengeſezte würkung ganz verſchiedner urſachen an. Unter dieſen leztern iſt freylich die vortreflichkeit der groſſen männer, die dieſes volk einſt gehabt aber meiſtens verkannt und übel belohnt hat (*), und die herrlichkeit der genie- und kunſtwerke die ſie uns hinterlaſſen haben, auch Eine. Aber — die autorität groſser männer die mit Enthuſiasmus von ihnen geſprochen haben, — eine autorität, die vielleicht nur in unſern knaben-jahren auf uns würkte, aber eben damals eindrücke machte die ſo leicht nicht wieder erlöſchen — eine zu groſse, aus flüchtiger unvollſtändiger kenntnis ihrer glänzenden ſeite entſprungne bewunderung — der mangel eines beſondern ſtudiums deſſen, was ſie, von Homer an bis

(*) *Und auch bey dieſen muſs man nicht vergeſſen, daſs wir ſie, wie verklärte geiſter und höhere weſen, in einer art von Glorie ſehen, und in der nähe, zumal wenn wir in allerley bürgerlichen verhältniſsen mit ihnen geſtanden wären, ganz anders geſehen haben würden.*

zu ihrem rükfall in die barbarey, durch so mancherley veränderungen und stuffen der abartung gewesen sind — zuweilen auch die unvermerkt immer zunehmende erhitzung eines feurigen kopfs beym vortrag einer lieblingsmeynung, oder irgend eines resultats einer solchen, da man fast immer mehr sagt als man sagen wollte oder bey kälterm blute gesagt zu haben wünschen möchte; diese, und andere ursachen die hier nicht entwickelt werden können, tragen wohl zuweilen auch das ihrige bey, wenn von den Griechen als menschen von einer höhern Natur gesprochen wird.

Ich wünschte aber wohl vor allen dingen belehrt zu werden, *welchem* unter den griechischen völklein es eigentlich gilt? ob die Böotier, Arkadier, Megarer, Kreter, u. s. f. auch darunter gemeynt sind? hauptsächlich aber, *zu welcher zeit* die Griechen schönere und bessere menschen waren als die, von denen sich *Michel-Angelo*, *Raphael*, *Titian*, *Vandyk*, u. s. w. umgeben sahen? Doch diese frage beantwortet sich aus der sache selbst. Die künstler' von deren herrlichen werken dieser schluss auf die herr-

herrlichkeit der sie um gebenden Natur gemacht wird, lebten alle kurz vor und bald nach den Peloponesischen fehden, *in der zeit* zwischen Perikles und Alexander. Die menschen, die *vor* ihrer zeit gelebt haben, und wenn sie auch Halbgötter gewesen wären, konnten auf die Phidias, Praxiteles, Lysippus u. s. w. keinen sonderlichen einfluss haben; denn mit diesen hatten sie nicht gelebt, hatten sie nicht einmal in wahren bildnissen gesehen. Also müssen es denn *ihre zeitgenossen*, d. i. *die zeitgenossen* des *Sokrates*, *Xenophons*, *Diogenes*, gewesen seyn! — Wir wollen sehen.

4.

Dass die Griechen überhaupt ein wohlgebildetes volk und schöne personen unter ihnen nichts seltnes gewesen, läst sich allerdings beweisen, und es läugnen zu wollen wäre unverschämt. Aber womit man den historischen beweis führen wollte, dass sie zu irgend einer zeit schöner gewesen als die Römer, Gallier, Germanen, Britten, Normannen, ja selbst als die heutigen Italiäner, Engländer, Franzo-

ſen, Deutſchen u. ſ. w. — davon, weiſs ich zur zeit nichts. Selbſt unter wohlgebildeten völkern ſind groſse ſchönheiten immer ſelten. So mag es wohl bey den Griechen auch geweſen ſeyn; oder würden ſie ſonſt über die ſchönheit eines *Alcibiades* und *Phädrus*, einer *Lais* und *Phryne* ſo viel aufhebens gemacht haben? Würde, wenn die ſchönheit unter den griechiſchen weibern etwas ſo gar gemeines geweſen wäre, Alexander von dem glanze der perſiſchen frauen ſo geblendet worden ſeyn, daſs er ſie *Augenſchmerzen* (αλγηδονας οφθαλμων) genennt hätte? (*) — Oder würde LUCIAN in ſeinen *bildern*, wo er alle bildhauer, mahler und dichter zu hülfe ruft, um die ſchönheit der *Smyrnerin* PANTHEA zu beſchreiben, von dieſer frau als von einem *wunder* reden? da ſie doch am ende, ſelbſt in ſeiner ekſtatiſchen beſchreibung, nichts mehr iſt als ein ſchönes weib, wie man deren auch wohl dann und wann in Deutſchland zu ſehen bekommt. — „Als ich zu *Athen* war — (ſagt *Cotta* in CICERONS Dialogen von der Natur der Göt-

ter

(*) *Plutarch. in Alexandre.*

ter (*)„ — *fand ſich unter ganzen heerden von „jünglingen kaum einer und der andere, der ſchön „genennt werden konnte.*“ — Die ſchönſten geſtalten und das ſchönſte blut ſah man unter den *joniſchen* Griechen; alſo nicht in der eigentlichen Hellas, ſondern in Aſien. Smyrna, eine der hauptſtädte Joniens, war ihrer ſchönen weiber wegen berühmt. Daher ſagt der Smyrner, welchen Lucian beym aufzug der ſchönen Panthea unter den gaffenden zuſchauern ſtehen läſst, mit patriotiſcher hoffart zu ſeinem nachbar: Siehe da, *ſolche ſchönheiten giebts nur zu Smyrna!* — Ein gewiſſer Nymphodorus (der eine reiſebeſchreibung durch Aſien geſchrieben, die nicht auf uns gekommen iſt) verſichert (nach einer allegation beym *Athenäus* (**) „daſs er „in der ganzen welt nirgends ſchönere weiber an„getroffen als zu *Tenedos*,“ einer kleinen Inſel nahe bey Troja. Aber weder zu Smyrna noch zu Tenedos war jemals *eine Mahlerſchule*.

Doch, es wäre überflufs, den ſaz, daſs die Griechen überhaupt nicht ſchöner geweſen als eine

(*) *Lib. I. cap. 20.*

(**) *Deipnoſoph. Libr. XIII. p. 609. E.*

menge andrer bewohner des gemäfsigten theils der erdkugel, durch mehr inftanzen und zeugniffe zu beftätigen. Die fache fpricht, däucht mich, von fich felbft. Woher follte ihnen wohl diefe hohe fchönheit gekommen feyn? Gefunde luft, oder leibesübungen und bäder machen es doch allein nicht aus. — War ihre fonne etwann wärmer und geiftiger, oder ihre luft milder als in den fchönften provinzen von Frankreich, Italien und Spanien? War nicht ein ziemlicher theil von Griechenland rauher wenig fruchtbarer boden? Waren ihre erften eichelnfreffenden vorfahren etwan menfchen von edlerer art als die unfrigen? Oder genoffen die Griechen zu Perikles zeiten etwann reinere und gefundere nahrungsmittel als wir? Lebten fie von Ambrofia und Nektar? (*) Verderbte fich ihre jugend nicht wenigftens fo fehr als die heutige, durch alle arten von ausfchweiffungen? Bey welchem volke wurden die von der fchändlichften und verderblichften gat-

tung

(*) *Schweinfleifch, gefalzne fifche, fchaalfifche, und allerley arten von kuchen waren die gemeinfte nahrung zu Athen.*

tung weiter getrieben? (*) Auch die exzeſſe der tafel und das trinken über bedürfniſs und vermögen, das unſern biderben vorfahren von den nüchternen Ultramontanen ehedem ſo ſehr vorgeworfen wurde, gieng zu Sokrates zeiten bey den eleganten Athenienſern ſo ſehr im ſchwange, daſs der weiſeſte unter den weiſen ſelbſt einmal (und wer weiſs ob nur dies einzigemal?) ſich nicht erwehren konnte mit den wölfen zu heulen, und über ſeine mitzecher keinen andern vortheil erhalten konnte, als daſs er, während die übrigen weggetragen werden muſsten, auf ſeinen eignen füſsen nach hauſe taumelte. — Und können wir uns nicht aus dem *Hippokrates* belehren, daſs (die pocken ausgenommen) beynahe alle krankheiten der heutigen Europäer, auch unter dieſen angeblich ſchönern menſchen regiert, und den ärzten ſo viel zu ſchaffen gemacht haben als bey uns?

Man könnte vielleicht ſagen: die Griechen hätten dieſen vorzug der ſchönheit wenigſtens in der zeit

(*) *Wer daran zweifelt, kann ſich vom Ariſtophanes belehren laſſen.*

zeit, da ihre sitten und lebensart noch reiner und einfältiger gewesen, behauptet. Aber es ist wider die erfahrung, dafs die schönheit mit der einfalt der lebensart und sitten in gleichem verhältnifs gehe. Wäre dies, so müfst' es nirgends schönere menschen geben als in den kleinern schwäbischen reichsstädten, wo beydes sich noch bis diesen tag in hohem grade erhalten hat. Ueberlingen, Wangen, Buchhorn, Bopfingen, Pfullendorf, u. s. w. müfsten die grofsen tempel der schönheit und die akademien seyn, wohin unsre künstler, um die schöne natur zu studiren, wallfahrten müfsten. Ich berufe mich aber auf die wakern einwohner dieser kleinen republiken selber, ob sie *von dieser seite* auf einigen vorzug anspruch machen? — Wenn es sich aber auch so verhielte, was bewiese dies für den satz: dafs die Ideale der griechischen künstler nur *kopien* der sie umgebenden schönen natur gewesen? — Als die gröfsten bildner und mahler sich in Griechenland hervorthaten, wo war da die einfalt und reinheit ihrer alten sitten? — Eine zeitlang machte *Sparta* noch eine ausnahme; und gerade

zu

zu Sparta gab es ja keine künſtler als harniſchmacher und waffenſchmidte!

5.

„Aber nicht nur ſchönere — auch *beſſere* menſchen als das heutige menſchengeſchlecht ſollen die Griechen in dem goldnen jahrhundert ihrer kunſt geweſen ſeyn.“ — Beſſere menſchen! und wer ſagt uns das? Etwa Platon, Xenophon, Thucydides, Demoſthenes, Plutarch? Männer vom erſten rang, die ihre nation gewiſs beſſer kannten als wir, und Patrioten genug waren um ihr kein unrecht zu thun. — Wahrlich der begriff, den wir von der *ſittlichen Kalokagathie der Griechen* aus dieſen, und überhaupt aus allen ihren ſchriftſtellern nach der groſsen epoke des mediſchen krieges, bekommen, ſagt ganz was anders. Nach den ſitten, die uns im Homer ſo wohlgefallen — oder, nach einer kleinen anzahl durch jahrhunderte zerſtreuter ſehr vortrefli-cher menſchen — oder nach einigen guten politiſchen gebräuchen, geſetzen und Inſtituten — wird man doch nicht die ganze nation günſtiger beur-

theilen

theilen wollen als andre? Wo ist ein civilisiertes volk im heutigen Europa, das seit drey- oder vierhundert jahren nicht eine beträchtliche anzahl sehr vortrefflicher menschen hervorgebracht hätte? Wie fruchtbar war an solchen nur allein die zeit von Ferdinand und Isabella in Spanien? die zeit *Ludwig* XI. und *Franz* I. in Frankreich? die zeit *Heinrich* VIII. und der *Elisabeth* in England? die zeit *Maximilians* I. und *Karl* V. in Deutschland? — oder mangelts etwan in unsern monarchischen sowohl als freyen stâten an gesetzen, einrichtungen und anstalten, die wir der Griechen ihren kühnlich entgegensetzen dürfen? Es ist, denke ich, gar keine frage, dafs die Polizey in den meisten griechischen städten unvollkommener war, und bey ihrem ewigen schwanken zwischen Monarchie, Oligarchie und Demokratie, schlechter seyn mufste als heutigestages in jeder mittelmäfsigen stadt in Deutschland. Und was die *sitten der Homerischen zeiten* betrift, waren diese nicht in gewissen zeitpunkten die sitten jedes volkes in der welt? —

Von

Von dieſer ſeite alſo kann man, däucht mich, den Griechen keinen beträchtlichen vorzug eingeſtehen. Aber, vielleicht war das, was man den urſtoff und die grundanlage der menſchheit nennen kann, beſſer bey ihnen als bey andern? — Es wäre der mühe werth wenn jemand dies erweiſen wollte. Bis dahin halte ich mich an das was ich weiſs. Die Griechen waren, als ſittliche menſchen betrachtet, ein noch ſehr rohes uud allen ausbrüchen der wildeſten leidenſchaften überlaſſenes volk, als die geſchichte ihrer kleinen könige den ſpätern theaterdichtern zu Athen ſtoff zu ſo vielen hundert tragödien gab. Und als nach ihren ſiegen über den *Xerxes* handelſchaft und reichthum ihre lebensart verfeinerte, die ungleichheit vergröſserte, die begierden erhizte: wurden ſie (wie alle völker der welt unter gleichen urſachen) an denkart und ſitten, ſêle und leib, nach und nach in ſehr kurzer zeit ein ſo heilloſes volk als irgend ein Europäiſches es itzo iſt. Ich berufe mich, wegen des beweiſes dieſer beſchuldigung — *nicht auf den* ARISTOPHANES, (wiewohl ſeine komödien als hiſtoriſche urkunden

kunden von der ſchändlichen verdorbenheit der damaligen Griechen, beſonders der Athenienſer, gewiſs nicht zu verwerfen ſind) ſondern *auf alle übrigen* weniger unreinen quellen unſrer kenntniſse von dieſem ſo übermäſsig erhobenen volke.

Ich erſuche zu bemerken, daſs ich hier nicht von *allen* Griechen — ſondern eigentlich und beſonders von denen ſpreche, die ſich durch liebe der künſte und verfeinerung des geſchmacks und der ſitten am meiſten hervorgethan haben. Bleiben wir nur bey den *Athenienſern* ſtehen, die den ton angaben! Eine feine zucht beſſerer menſchen zu den zeiten, da ſie ſich bald von dem gerber Kleon, bald von dem wildfang Alcibiades miſsregieren, bald von den Spartanern und ihren dreyſsig Tyrannen wie ein pack feiger, nervenloſer memmen miſshandeln lieſsen! — Und was braucht es weitern zeugniſses deſſen was ſie waren, als die art wie ſie ſich ihre beſten männer, *vom Miltiades bis zum Phocion*, vom halſe geſchaft haben? — Kann man nach ſo oft wiederholten proben in der nehmlichen art noch

zwei-

zweifeln, dafs der charakter dieſes volkes nicht weniger leichtſinnig, auffahrend, wankelmüthig, ungerecht, undankbar, gewaltthätig, und alſo von dieſer ſeite wenigſtens nicht beſſer geweſen als der charakter irgend eines pöbels in der welt: ſo erwäge man nur die ſchändliche art, wie ſie die reſte ihrer freyheit endlich gegen den *Philippus* von Mazedonien verlohren; und die noch zehnmal ſchändlichere art, wie ſie ſich, nach Alexanders tod, gegen einen *Antigonus*, *Demetrius Poliorzetes* u. ſ. w. betragen haben (*). Man hat keinen begriff von einem tieffern grad der niederträchtigkeit. — Aber ſo muſste auch ein volk ſeyn, das den edelſten und beſten mann ſeiner zeit, *Phozion*, mit dem kälteſten blute hinrichten lieſs, um ſich etliche jahre drauf von dem ſittenloſeſten ſchändlichſten kerl ſeiner zeit, einem *Stratokles*, und von andern Sykophanten ſeines gleichens beherrſchen zu laſſen!

Ich

(*) *Man leſe den Plutarch im leben des Demetrius, und vergeſſe nicht, das Plutarch einer von den Alten iſt, die am meiſten gutes von den Athenienſern geſagt haben.*

Ich ſage nicht, daſs das volk zu Athen um dieſer und aller ſeiner übrigen unzähligen miſsethaten, thorheiten, bübereyen und brutalitäten willen *ſchlimmer* geweſen ſey als andrer pöbel — aber ich ſehe auch nicht, warum ſie mit ſolchen eigenſchaften und bey einem ſolchen betragen beſſer ſollten geweſen ſeyn als andrer pöbel — oder warum *wir*, in vergleichung mit ihnen, verdienen ſollten *hefen der zeit* genannt zu werden (*) — Und von wem? — Von einem beſſern menſchen, als vielleicht im ganzen Gräzien, ſelbſt in der epoche ſeiner beſten menſchen, je einer geweſen iſt! — Doch genug, und vielleicht ſchon zu viel, um zu zeigen, warum ich mich nicht überreden kann, daſs die groſsen bildner der Griechen bloſs dadurch fähig gemacht worden ihre ſogenannten Ideale hervorzubringen, weil ſie von einer höhern, vollkommnern Natur, von ſchönern und beſſern menſchen umgeben geweſen als die neuern.

6. Was

(*) *S.* Phyſiognom. fragmente *III. B. I. abſchnitt. IV. fragment.*

6.

Was war es denn alſo — da doch kein menſch nichts überall *ganz erſchaffen* kann — was ſie fähig machte ſchönere werke hervorzubringen, als, nach der gemeinen meynung, irgend einer von den neuern künſtlern vermögend geweſen iſt, oder geweſen ſeyn ſoll?

Ehe ich meine gedanken über dieſe aufgabe ſage, muſs ich die frage ſelbſt ein wenig anders wenden. Ich weiſs zu wenig davon, in wie fern die werke der alten Griechiſchen und der neuern Europäiſchen kunſt ſo genau und unbefangen haben *verglichen* werden *können*, und würklich verglichen worden ſind, daſs man *mit gewiſsheit* ſagen könnte: die künſt habe nie etwas reiners und vollkommners hervorgebracht als die griechiſchen Ideale. Ich wenigſtens kann darüber nichts *aus eignem gefühle* ſagen. Die *Mediceiſche Venus*, der *Vaticaniſche Apollo*; u. ſ. w. ſtehen zwar hier, in — gipsabgüſſen, vor mir — und dies iſt in ermanglung der originale doch etwas: aber von den herrlichſten werken der

neuern bildhauer habe ich gar nichts das mir zur vergleichung dienen könnte. — Und überdem finden sich verschiedene ursachen, warum eine solche vergleichung immer zum nachtheil der Neuern ausfallen muss, und gleichwohl zum vortheil der Alten nichts entscheidet — wie man in der folge sehen wird.

Ich stelle also die frage lieber so: woher mag es wohl gekommen seyn, dass griechische künstler diese schönen werke, die man *Ideale* zu nennen pflegt, hervorbringen konnten, und was ist es eigentlich, weswegen ihnen dieser nahme zukömmt?

Mir däucht, man hat unrecht, bey wirkungen von so sehr zusammengesezten ursachen als *die werke der Götter und der menschen* sind, alles immer nur auf *Ein* prinzipium reduzieren und aus *Einer* ursache erklären zu wollen, was immer das resultat von vielen ist. Es ist freylich die kürzeste art sich aus der sache zu ziehen. Aber man verfehlt auch die wahrheit fast immer auf diesem wege. Mehrere ursachen, mehrere umstände kamen zusammen, die-

sen

ſen Idealen das daſeyn zu geben, zu machen daſs ſie gerade ſo und nicht anders wurden. Die Natur thats nicht allein — die gelegenheit ſie zu ſtudieren thats nicht allein — der Genie des känſtlers — die liebe womit er arbeitete — das aufſtreben nach mehr als menſchlicher ſchönheit und gröſse — der ſtolze gedanke, etwas der öffentlichen anbetung würdiges hervorzubringen — thats nicht allein: aber alle dieſe urſachen zuſammen genommen thatens. — So werden *menſchen*; und ſo werden auch *ſtatuen*!

7.

Fürs erſte alſo: Die griechiſchen künſtler hatten unſtreitig *ſchöne Natur* vor und um ſich — ob eine ſchönere als die unſrige? — Wer kann dies mit gewiſsheit bejahen? oder, mit gewiſsheit verneinen? Wie könnten wir die vergleichung ſo anſtellen, daſs keinem theil unrecht geſchähe? — Wenigſtens ſcheint es, aus allen vorangeführten gründen, ganz und gar nicht wahrſcheinlich.

Aber was wir mit gewiſsheit ſagen können, iſt dies: ſie hatten mehr gelegenheit, mehr freyheit die

die ſchönheiten die ihnen die Natur und ihre zeit darſtellte zu beſchauen, zu ſtudieren, zu kopieren — als es die neuern künſtler je gehabt haben — und dies macht einen ſehr weſentlichen punkt aus. Die Gymnaſien, die öffentlichen National- kampfſpiele, die wettſtreite um den preis der ſchönheit zu Lesbos, zu Tenedos, im tempel der Ceres zu Baſilis (*) in Arkadien; die ringſpiele zwiſchen nackenden

(*) *Nach dem* Athenäus *war ohnweit einer von dem Arkadiſchen könig Kypſelos vor alters am Alpheus erbauten ſtadt ein tempel und heiliger Hayn der Eleuſiniſchen Ceres, den einige Parrhaſiſche familien geſtiftet hatten. Und von eben dieſen rührte auch der wettſtreit um den preis der ſchönheit her, welcher alle jahre am feſte dieſer Göttin daſelbſt angeſtellt wurde. Athenäus verſichert, dies inſtitut habe zu ſeiner zeit noch gedauert, und man nenne die frauenzimmer, die um den preis ſtritten,* Chryſophoros. *Aus einer ſtelle des Pauſanias* (in Arcadicis) *ſchließe ich, daß dieſer vom Athenäus nicht benannte ort, Baſilis geheiſſen. Pauſanias ſagt, zu ſeiner zeit ſey nichts mehr davon übrig geweſen als der Tempel und Hayn der Ceres. Des inſtituts aber erwähnt er gar nicht. Es muſs al-*

den knaben und mädchen zu Sparta, in Kreta, u. ſ. w. — der berüchtigte Venustempel zu Korinth (deſſen junge Prieſterinnen zu beſingen ſelbſt Pindarus nicht erröthet) die Theſſaliſchen tänzerinnen, die an den gaſtmahlen der Groſsen nackend tanzten (*) — alle dieſe gelegenheiten, die ſchönſten geſtalten, unverhüllet, in der lebendigſten bewegung, vom wetteyfer verſchönert, in den mannichfaltigſten ſtellungen und gruppierungen zu ſehen — muſsten die imagination der künſtler mit einer menge ſchöner formen anfüllen, und *durch vergleichung* des *Schönen* mit dem *Schönern* ſie deſto fähiger machen, ſich zur einfachern Idee des *Schönſten* zu erheben. —

alſo nichts ſehr berühmtes geweſen ſeyn. Vielleicht war es eine art von Roſenfeſt, woran nur die umliegenden landmädchen theil nahmen. Indeſſen ſcheint doch das ſtillſchweigen des Pauſanias (wiewohl er ein zeitgenoſſe des Athenäus war) nichts gegen die poſitive verſicherung des leztern, was die exiſtenz dieſes inſtituts betrift, zu beweiſen.

(*) *Athen. L. XIII. c. 9.*

Aufserdem hatte Griechenland, besonders *unser schönes Athen*, seit dem institut des weisen Solon (*) einen überfluſs an frauenzimmern die von den renten ihrer schönheit lebten, und bereit waren auch zur beförderung der kunst das ihrige beyzutragen. Ein gewisser Aristophanes von Bisanz (der ein räsonnirtes verzeichnis dieser holden dienstmädchen der Venus geschrieben) brachte ihrer nur allein aus Athen *hundert und dreifsig* zusammen, die einen nahmen hatten; und Athenäus vermehrt diese anzahl noch durch eine starke nachlese. Alle diese nymfen blühten in dem nehmlichen jahrhundert da die kunst blühte. Lais die schönste und berühmteste unter ihnen allen, machte sich eine ehre daraus (wie uns eben dieser autor versichert) ihren hals und busen den mahlern zum modell zu leyhen. Dafs die schöne *Theodota*, die lieblingsmätresse des Alzibiades, ehe sie zu diesem vorzug gelangte, kein bedenken getragen „*alles was sie schönes hatte*„ sowohl mahlern als andern Dilettanten, die von der gelegenheit profitiren wollten, zu zeigen — erzählt uns

(*) S. *ebendenselben l. c. c. 3.*

uns XENOPHON, ein *augenzeuge*; denn ohne zweifel war er einer von denen, die Sokrates mit sich nahm, als er hingieng diese schönheit, (die jemand in seiner gegenwart unbeschreiblich genannt hatte) in augenschein zu nehmen. Dies ὁσα καλως εχοι des Xenophon ist in der Thiemischen ausgabe gar zu ehrbarlich übersezt: „was sie mit anständigkeit zeigen konnte.„ Denn Xenophon sagt dies nicht; so was versteht sich von selbst. Allein damals herrschten in den reichsten und üppigsten städten Griechenlandes ganz andre, und ungleich losere begriffe vom anständigen als bey uns (*).

(*) *Ich finde beym* PLINIUS *eine anekdote, die eine starke ausnahme hievon zu machen scheint. Praxiteles, sagt er, hatte zwey statuen der Venus gemacht; die eine nakend (und dies war eben die nachmals so berühmte* VENUS KNIDIA) *die andere bekleidet: er liefs denen von* KOS, *die eine Venus bey ihm bestellt hatten, die wahl, und sie wählten die bekleidete, wiewohl der preis einerley war;* severum *id ac* pudicum *arbitrantes. Allein dies ist vielleicht nur eine vermuthung des Plinius. Es ist eben so möglich, daß sie die bekleidete blofs gewählt, weil sie solche*

So würde es, z. B. höchſtunanſtändig und gegen den reſpekt des gerichts befunden, wenn ein heutiger advocat den ſchönen buſen ſeiner klientin entblöſsen wollte, um die richter zu einem milden urtheil zu verführen. Er möchte ſich noch ſo laut auf das beyſpiel des berühmten Athenienſiſchen advocaten *Hype-*

che ſchöner gefunden. Eine bekleidete Venus, deren ſchöne formen unter dem gewand nichts verliehren, ſondern wie dadurch hervorleuchten, iſt vielleicht ein gröſſeres kunſtwerk als eine nakte. Wenn die nachmals ſo berühmten ſeidenfabriken der inſeln Kos und Keos, wo dieſe feinen ſtoffe gearbeitet wurden, die den Damen (nach dem ausdruk des Plinius) die bequemlichkeit verſchaften nackend gekleidet zu ſeyn, damals ſchon vorhanden waren, ſo würde meine vermuthung deſto wahrſcheinlicher. Wie dem aber auch ſeyn mochte, die Knidier nahmen herzlich gerne mit der nakten Venus vorlieb, die ihnen die Koer gelaſſen hatten, und befanden ſich ſo wohl dabey, daſs als der könig Nikomedes ſich erbot, alle ſchulden ihrer ſtadt (die ſehr groſs waren) zu bezahlen, wenn ſie ihm ihre Venus dafür geben wollten: ſie ſich erklärten, ſie wollten es lieber aufs äuſſerſte ankommen laſſen.

Hyperides berufen, der ſich dieſes behelfs bey der ſchönen Phryne mit beſtem erfolg bedient hätte: man würde dieſes präjudiz nicht gelten laſſen, und er ſelbſt ſowohl als ſeine klientin würden ſich ſehr übel dabey befinden, ſo geneigt auch die herren des gerichts ingeheim ſeyn möchten, ſich in einem *Tete á Tete* von der gültigkeit der produzierten evidenz überzeugen zu laſſen. In Athen hingegen ärgerte ſich kein menſch an dieſem wiewohl ungewöhnlichen advocatenſtreich, und die Dame wurde ohne weitere unterſuchung abſolviret. — Im vorbey gehen kann dieſe geſchichte auch zum beweis dienen, daſs ein ſehr ſchöner buſen nichts alltägliches zu Athen geweſen ſeyn muſs. Die richter (ſagt Athenäus) wurden bey deſſen anblick ſo frappiert, daſs ſie, von einer heiligen ſcheu (Deiſidaemonia) ergriffen, es nicht über ihr *gewiſſen* bringen konnten, eine ſo ſchöne prieſterin der Venus zu tödten, u. ſ. w.

8.

Da die rede hier von Phryne iſt, erinnere ich mich einer andern anekdote die von ihr erzählt wird, und

und aus welcher ein hiſtoriſcher beweis für die mey-
nung, die ich beſtreite, gezogen werden könnte.
„Phryne war (wie der angezogene autor verſichert)
„vorzüglich an denen theilen ſchön welche bedekt
„werden; auch war es nichts leichtes, etwas von ihr
„entblöſst zu ſehen; denn ſie pflegte ſich ſo knapp
„zu kleiden und ſo ſtark einzuhüllen, daſs nicht
„das mindeſte von der bloſsen haut ſichtbar werden
„konnte, badete ſich auch niemals in öffentlichen
„bädern (*) — Indeſſen fand ſie doch einſt für gut
eine ausnahme von dieſer regel zu machen, und
an einem feſte des Neptuns zu Eleuſis den myſti-
ſchen

(*) *Dies iſt, treulich und ohne gefährde, der ſinn des Athenäus, beynahe wörtlich überſezt. Wer ſollte ſich nun als möglich vorſtellen, daſs herr Georg Ogle, Esq. dieſe ſtelle ſo wie folget hätte verfälſchen können? — „Auch war es nicht leicht, „ſie ohne Emotion nackend zu ſehen; und in rük-„ſicht deſſen war ihr von obrigkeits wegen ver-„boten ſich eines öffentlichen bades zu bedienen.“ S. deſſen Collection of Gems, p. 76. O des weiſen mannes, der ſich keine andere urſache denken konnte, warum Phryne nicht öffentlich badete, als weil es ihr von löblicher Polizeydirection verboten worden!*

ſchen ſchleyer von ſich zu werfen, um eine unendliche menge augen auf einmal zum anſchauen dieſer geheimen ſchönheiten, die ſie ſonſt ſo ſorgfältig vor profanen blicken zu verbergen pflegte, zuzulaſſen. Unverblümt von der ſache zu ſprechen — die Nymfe ſtieg vor allem volke nackend ins meer und nackend wieder heraus; und nach dem modell, das ſie bey dieſer gelegenheit den griechiſchen künſtlern gab, arbeitete Praxiteles, einer von ihren begünſtigten liebhabern, die nachmals ſo berühmte Knidiſche Venus. Dies ſagt Athenäus ausdrüklich. Aber wenn er etwas anders damit ſagen wollte, als daſs Phryne das modell war, von dem ſich Praxiteles zu ſeinem Ideal der Liebesgöttin erhob; wenn ſeine meynung war, Praxiteles habe ein *bildnis der Phryne für eine* VENUS *ausgegeben*: ſo behaupte ich, dieſe anekdote verdiene nicht um ein hâr mehr aufmerkſamkeit, als ſo viel tauſend andre verdächtige hiſtörchen, womit man ſich zu allen zeiten, und in dem lügenhaften Griechenlande mehr als ſonſt irgendwo, über berühmte perſonen und ihre werke, handlungen oder geheime geſchichte,

te, zu tragen gewohnt gewesen ist. Die verdorbenheit der sitten war damals noch nicht so grofs, dafs die welt so etwas als eine *mahlerische Licenz* hätte pafsieren laffen. Wenn gleich (nach dem ausdruk eines römischen dichters) *ganz Griechenland vor der thür einer Lais oder Phryne lag*, so hatte man doch noch die gehörige empfindung von der vermäiligung die solchen kreaturen anklebt; und eben diese *Deisidämonia* der Griechen, die sich ein gewissen daraus machte den schönen busen der Phryne zu zerstören; und sich dadurch *an der Venus*, in deren diensten sie gleichsam war, *zu versündigen*, würde es noch weniger haben ertragen können, die werkzeuge ihrer unenthaltsamkeit auf altäre gestellt und in gegenstände der öffentlichen andacht verwandelt zu sehen.

Doch, wir brauchen uns hier nicht mit vermuthungen aufzuhalten, da wir ein zeugnis eines *augenzeugen* haben, das dem vorgeben des Athenäus; der nur von hörensagen schrieb; deutlich gelüg widerspricht. *Pausanias* erzählt ausdrüklich;

lich, (*) „man ſehe zu Theſpiä eine VENUS und „eine PHRYNE von marmor, beyde von der arbeit „des PRAXITELES. „ — Dieſe beyden ſtatuen waren alſo verſchieden genug, um — die eine für ein bild der Schönheitsgöttin — die andre für das bild der Phryne erkannt zu werden. Hätte Praxiteles je im ſinne gehabt, ſeiner geliebten die ehre der religiöſen anbetung zu verſchaffen: ſo hätte er ſie gewiſs nicht den Knidiern für eine Venus, und den Theſpiern für das was ſie war, für Phryne, verkauft. Viele fremden, die nach Knidos reiſeten um ſeine Venus zu ſehen, hätten wohl auch ſchon ſeine Phryne zu Theſpien geſehen, und der betrug wäre folglich nicht lange unentdekt geblieben. Ganz Griechenland hätte bald gewuſst, daſs dieſe Knidiſche Göttin, die man unter die höchſten wunder der kunſt zählte, weiter nichts als ein bildnis der Phryne ſey; die Theſpier hätten ſich rühmen können das wahre original dieſer vorgeblichen Venus zu beſitzen; die Knidier würden ſich haben ſchämen müſſen, ihre *kopie* in einem der berühmte-

(*) *in* Böoticis *cap.* 27.

teſten tempel der Liebesgöttin aufzuſtellen, und die andacht der guten Griechen mit der *profanen nudität* einer *öffentlichen Dirne* zu betrügen; und als in der folge der könig Nikomedes ihnen eine ungeheure ſumme um ihre Venus anbieten liefs, würden ſie gewifs keine thoren geweſen ſeyn nein zu ſagen.

Ich weifs wohl, dafs eben dieſe Phryne auch dem *Apelles* geſeſſen haben ſoll, da er ſeine berühmte VENUS ANADYOMENE mahlte; wiewohl andre ſagen, die ſchöne Perſerin *Campaſpe* (von der bey dieſer gelegenheit ein bekanntes hiſtörchen erzählt wird) habe zum modell dabey gedient. Geſezt aber auch, dafs dies im ſtrengſten ſinne der worte zu nehmen wäre: ſo lieſse ſich davon kein ſchluſs auf *Götterbilder der bildhauer* machen. Denn es iſt (wie WINKELMANN bemerkt hat) nicht zu erweiſen, dafs gemählde jemals zu gegenſtänden der religion und öffentlichen andacht bey den Griechen gedient haben.

Was ich gegen das vorgeben des Athenäus für die Knidiſche Venus angeführt habe, kann alſo mit gu-

gutem fug für alle berühmten bilder der Götter und Götterkinder gelten. Wenn irgend etwas handgreiflich iſt, ſo iſts dies: daſs künſtler, die ſich vermeſſen hatten GOETTER darzuſtellen, und nichts beſſers als *Kopien* und *Karikaturen* (*) *einzelner menſchen*, alſo, unvollkommener Individual-naturen, hervorgebracht hätten, den nahmen groſser meiſter nie erlangt haben könnten: und daſs die Griechen, die ſich ihre zeitgenoſſen und landsleute, wohlberühmte kriegsmänner, Athleten, oder Alcibiaden, Phrynen, u. ſ. w. für Götter und Göttinnen hätten aufbinden laſſen, entweder keine augen gehabt haben müſsten, oder — doch wir wollen uns nicht ereyfern! die wahrheit ſpricht ſo ſtark für ſich ſelbſt, daſs wir ohne ihren mindeſten nachtheil gelaſſen bleiben können.

9.

Man ſieht daſs ich — bevor ich glaube etwas poſitiveres über die Idealiſchen werke der griechiſchen —

(*) *wie es am oben angezogenen Orte der* Phyſ. Fragm. *heißt.*

schen künstler sagen zu können — die frage, um deren beantwortung es zu thun ist, durch zwey einschränkungen näher bestimme. Die rede nemlich ist nur von bildern der *Götter* und *Heroen* — und auch unter diesen nur von solchen, die das alterthum mit *vorzüglicher bewunderung* aus der unendlichen menge ihrer kunstwerke ausgehoben hat; nicht von *allen*, die auf unsre zeiten gekommen sind — nicht von den werken *aller guten meister*, am allerwenigsten von solchen, *die würklich bildnisse einzelner menschen seyn sollten* — wie z. B. der *Perikles* des Phidias, der *Alexander* des Lysippus, die *Phryne* des Praxiteles, die statuen der *sieger* in den kampfspielen, u. s. w. Von diesen leztern mag, ohne zweifel, mehr oder weniger gegolten haben, was in dem angezogenen Physiognomischen fragmente von allen abbildungen einzelner naturen sehr richtig gesagt wird: „dass sie immer unwahr, eine art von Karikatur, höchstens Approximation sind.“ — Bilder der Götter und Halbgötter hingegen — derer urbilder kein mensch mit augen gesehen hatte — mussten nach einer ganz andern re-

regel gemacht und beurtheilt werden. Diese sind (in rücksicht auf den gegenstand) ihrer natur nach unwahr, werden aber desto unwahrer, je mehr sie sich der *einzelnen* menschheit nähern. Bey ihnen hat keine approximation statt, weil keine vergleichung des bildes mit dem urbild statt findet. Alles kömmt blos auf *den eindruk* an, den sie auf den menschen der sie anschaut, besonders auf den der sie *mit religiösen gesinnungen* anschaut, beym ersten anblick machen. Wird er so dadurch getroffen, dass ihn ein heiliger schauder befällt, dass er unter der menschlichen hülle etwas *mehr als menschliches*, *mehr als heroisches* — das er *den gegenwärtigen* GOTT zu fühlen glaubt — was kann die strengste forderung des kunstliebhabers mehr verlangen? Der priester wenigstens fodert nicht mehr. Der künstler selbst hat seine stolzeste absicht erreicht; er hat das äusserste gethan was der menschlichen natur erlaubt war.

10.

Allein, dass dies der fall aller oder nur der meisten künstler, welche Götter bildeten, gewesen sey,

ist mehr als ich jemals behaupten möchte. Der einzige vielleicht, von dem wir mit dem höchsten grade von gewisheit, der in solchen dingen statt findet, sagen können, dass seine Götterbilder aus der erhabensten begeisterung, aus einem wahren aufflug zu dem unvergänglichen urbilde der schönheit, (*) entstanden seyen, war PHIDIAS — der freund und liebling des Perikles, und der ausführer seines grossen entwurfs *Athen zur schönsten stadt der welt zu machen.* Sein IUPITER OLYMPIUS, das vollkommenste und bewundernswürdigste was jemals menschenhände geschaffen haben (wie *Cicero* aus dem munde einer ganzen welt sagt) erschien unter den Griechen wie eine auf einmal vor ihren augen stehende Gottheit, durch nichts vorgehendes angekündigt, durch nichts folgendes erreicht, — in einer vollkommenheit, von der uns keine beschreibung eines Pausanias, keine aus den trümmern des zerstörten alterthums hervorgegrabne bilder nur den schatten einer vorstellung geben können. Nur aus

den

(*) *wie sich Lucian in seinem Charidemus ausdrükt.*

den würkungen, die der anblik dieſes herrlichen werkes auf alle menſchen machte; können wir auf die vortreflichkeit deſſelben ſchlieſsen. — Aber was iſt ſchlieſsen gegen ſehauen? — Alle alten ſchriftſteller, auch die weiſeſten und kaltblütigſten, reden mit entzücken davon. „Die religion ſelbſt, ſagt *Quintilian*, „ſcheint dadurch ein neues gewicht „bekommen zu haben, ſo ganz ſtellt die majeſtät „dieſes werkes *den Gott* dar.„ (*) — Und noch zu Epiktets zeiten reiſete man nach Olympia, um den Iupiter des Phidias zu ſehen: und zu ſterben, ohne es in ſeinem leben geſehen zu haben, wurde für ein unglük gerechnet — ſind die eignen worte dieſes weiſen mannes, auf den kein verdacht einer vergröſserung fällt. Ich weiſs nicht ob man von dem werk eines menſchen was gröſsers als dieſe beyden

(*) *Daß es nicht nur auf den großen hauffen, ſondern ſelbſt auf die gröſsten menſchen dieſen effekt gemacht, ſehen wir auch aus dem beyſpiele des römiſchen feldherrn Paulus Aemilius, von dem uns Livius ſagt: Olympiae et alia ſpectanda viſa, et Iouem, velut* praeſentem intuens *animo motus eſt. Lib. XLV. c. 20.*

züge sagen kann. Aber mich däucht, es ist genug um uns zu überzeugen, dafs *Cicero*, (*) der es selbst gesehen, nicht zu viel gesagt habe, wenn er mit dem ton der gewifsheit von dem werkmeister desselben sagt: „Auch hatte dieser künstler, da er den „Iupiter oder die Minerva bildete, niemand vor sich, „den er anschaute, und nachbildete; sondern in sei„ner sêle fafs irgend eine herrliche *Idee* von schön„heit, auf die fein inneres auge geheftet war, und „nach deren zügen seine hand arbeitete." (**)

Was diese *Idee* war, ob eine erscheinung aus der idealischen welt — oder eine neue schöpfung seiner edlen dichterkraft — oder eine zusammenschmelzung von gesehenen würklichkeiten,

(*) *Nec vero ille Artifex, cum faceret Iouis formam aut Mineruae, contemplabatur aliquem, e quo similitudinem duceret: sed ipsius in mente insidebat species pulchritudinis eximia quaedam, quam intuens in eaque defixus ad illius similitudinem artem et manum dirigebat.* Cic. Orat. c. 2.

(**) *Das nehmliche sagt auch* Plotinus, *Enn. ad. V. l. 8.*

ten, von den ſchönern und beſſern menſchen die er vor ſich hatte, oder was es ſonſt etwa ſeyn mochte — davon unten, ſo viel ich davon ſagen kann. Genug; es war weder kopie noch karikatur individueller Natur, und konnte das nicht ſeyn, oder dieſe ſchönern und edlern menſchen, die mit ſchaudern den vater der Götter darinn erkannten, müſsten nicht einmal gemeinen menſchenſinn gehabt haben!

II.

Nach den begriffen, die ich aus den nachrichten und urtheilen der Alten von ihren berühmteſten bildhauern bekomme, denke ich mir *viererley arten von werke*, die in der *weiteſten* bedeutung des worts, IDEALISCH heiſſen können, und die man, um etwas richtiges über die Ideale der Alten zu ſagen, genau unterſcheiden muſs.

Die erſte war eben dieſe *animo inſidens ſpecies eximia pulchritudinis*, dieſe von der Natur ſelbſt, auf eben die geheimniſsvolle unerklärbare weiſe wie ſie alles zeugt, gebohrne, oder wie von ei-

nem Gott eingehauchte Idee, nach welcher PHIDIAS seine *Minerva zu Athen*, seinen *Iupiter zu Elis* arbeitete, — soviel möglich in erzt, elfenbein oder marmor dargestellt.

Da so wenig von den meisterstücken des ältern Griechenlandes auf uns gekommen, und diejenigen die noch vorhanden und deren urheber meistens unbekannt sind, uns wenig helfen können, um über jene die längst zerstört worden, oder vielleicht noch izt tief begraben liegen, etwas zuverläfsiges zu sagen: so würde es verwegenheit seyn die künstler nennen zu wollen, die vielleicht in dieser ersten klasse einen plaz zunächst an Phidias fodern konnten. Gehörte ein *Alkamenes*, ein *Myron*, ein *Skopas* unter diese? — Ich weifs nichts davon. Vielleicht waren es nur einzelne werke, die in dieser höchsten begeisterung auch des höchsten grades der schönheit theilhaftig wurden. (*) Vielleicht gehörten sogar manche werke des Phidias selbst nicht in diese klasse. Vielleicht — doch wozu helfen

(*) *Wie z. B. die Alkmena und Sosandra des Kalamis, die Nemesis des Agorakritus, u. a.*

fen uns alle diese vielleicht? Vielleicht war nur *Ein Phidias*, wie nur *Ein Homer*, *Ein Shakespear* — und vielleicht nur *Ein Iupiter Olympius*, wie nur *Eine Ilias*, nur *Ein Hamlet.* —

12.

Ungleich zahlreicher an künstlern und fruchtbarer an werken war die *zweyte klasse*, an deren spitze ich den POLYKLETUS *von Sycion* setze, einen bildhauer, der bekanntermasen wenige Olympiaden nach dem Phidias blühte. Dieser künstler war der erfinder des berühmten KANONS, einer statue, die diesen namen deswegen erhielt, weil sie seinen schülern (vermuthlich auch ihm selbst) zur *regel des wahren ebenmäsſes* und der vollkommnen *schönheit menschlicher gestalt* diente, und um dessentwillen Plinius von ihm sagt: solus hominum artem ipsam feciſſe artis *opere* judicatur — ein ausspruch, in welchem mehr sinn liegt als die witzelnde wendung beym ersten anblick vermuthen läst.

War dieser Kanon *selbst* ein *Ideal von der ersten klasse?* oder war es nur ein *abstractum*, aus ver-

gleichung vieler einzelnen schönen gestalten mit verständiger wahl des schönsten von der Natur abgezogen, und nach eignem urtheil und gefühl wieder zusammengesezt, wie *Zeuxes* seine HELENA aus den zusammengegatteten schönsten theilen vieler einzelner schöner mädchen, die vor ihm sassen, (*) herausbrachte? Höchst wahrscheinlicher weise das lezte. Polykletus, so ein grosser künstler er war scheint kein Geist gewesen zu seyn, der sich mit einem Phidias messen konnte. Das irrige vorgeben, das so manche einander auf treu und glauben nachgeschrieben haben, als ob die von Phidias angefangne kunst durch ihn zum höchsten gipfel der vollkommenheit gebracht worden, ist aus dem missverstande einer stelle des Plinius und aus verwirrung der griechischen wörter *Torneutice* und *Toreutice* entstanden. (**) QUINTILIAN, ein mann von gewicht in allen sachen des geschmaks, macht den *fleiß*

und

(*) *Von dieser art von Idealen, die meine* vierte *ist, wird weiter unten mehr die rede seyn.*

(**) *V. Salmas. in Solin. p. 735. C.*

und die *eleganz* zum unterſcheidenden vorzug des Polykletus, und dies zeugt immermehr von kunſt und geſchmak als von Genie. Er bildete faſt lauter jugendliche formen, und ſeine werke hatten, auſſer der ſchönheit des ebenmâſses, noch das glatte und vollendete, das dem ungelehrten auge ſo wohl gefällt. Daher kam es vermuthlich, daſs ſeine *amazone* lange zeit hernach in einem bildhauerconvent der Amazone des Phidias ſelbſt vorgezogen wurde. (*) Die gemeine meynung ſezte ihn über alle ſeine vorgänger, aber man tadelte *den mangel der ſtärke* an ihm — deeſſe pondus putant — und aus dem ſinne der ganzen ſtelle des Quintilians iſt ziemlich klar, daſs dies noch etwas mehr ſagen wollte als nur *eine empfindlichere andeutung der theile* — wie WINKELMANN (**) meynt; von dem ich mich hier, nicht ohne ſchüchternheit, entfernen muſs, da im grunde alles das groſse, was er vom Polyklet als einem *erhabenen dichter in ſeiner kunſt* ſagt,

(*) *Plin. L. 34. c. 8.*

(**) *S. Geſch. der kunſt. S. 652. u. f. nach der Wienerausgabe.*

ſagt, bloſs hypotheſe iſt. Denn, ſpricht er als geſchichtſchreiber, wo ſind ſeine zeugniſse? Oder als augenzeuge, wo ſind die werke des Polykletus? — Seine *coloſſaliſche* IUNO *zu Argos* war weltberühmt, und dem Quintilian gewiſs unverborgen. Dennoch, ſagt dieſer, man hätte gefunden, *daſs er die göttliche würde und gröſse nicht zu erreichen gewuſst habe.* — Deorum autoritatem non expleuiſſe — da hingegen PHIDIAS *glüklicher in Göttern* geweſen *als in Menſchen*, — Phidias diis quam hominibus efficiendis melior artifex. Selbſt die wahl ſeiner ſubjekte zeigt einen Genie von minderer kühnheit und ſtärke. Denn es bleibt doch immer wahr, daſs es weit weniger über die gewöhnliche menſchenkraft iſt, ſchöne, jugendliche, ſchwebende formen, einem *Diadumenum molliter juuenem*, und einen *Doryphorum viriliter puerum*, — als den Vater der Götter und menſchen in ſeiner ganzen majeſtät, darzuſtellen. Man ſieht häuffig jünglinge von beyderley art, und um ſie zu *verſchönern* braucht man nur *das individuelle wegzulaſſen:* aber man ſieht nirgends kein Original zu einem Iupiter Olympius.

Aus

Aus diesem grunde scheint es mir nicht sehr wahrscheinlich, dafs der KANON, oder *Doryphorus* des Polyklet ein Ideal vom ersten rang, oder von derjenigen art, die ich aus *Inspiration* entstanden nennen möchte, gewesen sey. Er stellte einen jüngling just in der grenze vom knaben zum manne vor — so schön als ihr wollt — aber weder einen Götterschn, noch einen Gott. Wozu hier die *höchste begeisterung*? oder wie war diese bey einem solchem werke nur *möglich?* Also vielmehr ein werk der abstraction und wiederzusammensetzung — aus dem schönsten in einzelnen schönen formen entstanden, mit dem zirkel in der hand abgemessen, mit architektonischem auge und fester künstlerhand vollendet.

Wie dem aber auch war, genug dieser selbst idealische Doryphorus wurde das urbild, wornach eine menge folgender künstler Götter und menschen machten. Was den Neuern vorgeworfen wird, dafs sie bildsäulen nach bildsäulen kopierten — schatten von schatten — traf also schon viele alte griechische künstler; und es ist leicht zu begreiffen, dafs die

kunst

kunſt bey dieſer methode mehr verlohren als gewonnen habe. Polykletus ſelbſt ſcheint ſich bey ſeinen übrigen werken zu ſehr an ſeinen Kanon gehalten zu haben. Daher die einförmigkeit die ihm *Varro* (*) vorwarf, daſs ſie faſt alle nach einerley modell, *paene ad unum exemplum*, gemacht ſeyen — ſogar bis auf die ſchwebende ſtellung, woraus die furcht ſich von ſeinem modelle zu entfernen, ziemlich ſtark hervorſcheint — Daher auch der vorzug, den man dem MYRON gab, weil er mehr manchfaltigkeit in ſeine werke gebracht — *numeroſior in arte quam Polykletus.*

Die nach dem KANON *des Polykletus gebildete werke* alſo machen das aus, was ich meine *zweyte klaſſe von Idealen* nenne, und ich brauche kaum hinzuzuſetzen, die unbedeutendſte unter allen.

13.

Unter den künſtlern, welche nach dem Phidias und Polykletus, über alle ihre zeitgenoſſen und nach-

(*) Plin. l. 34.

nachfolger ſich erhoben haben, ſtehen PRAXITELES und LYSIPPUS oben an, von denen der Erſte ungefehr um die 104te, der Andre um die 114te Olympiade geblühet hat.

Beyden giebt *Quintilian* zum gemeinſchaftlichen unterſcheidungszeichen von ihren vorgängern, „daſs ſie ſich der *Wahrheit*, oder (wie wir zu ſagen „pflegen)" der *Natur*, mehr genähert „als ihre „vorgänger" — *ad veritatem Liſippum et Praxitelem acceſſiſſe optime affirmant.* Dies *optime* bezieht ſich auf *acceſſiſſe*, wie aus dem gleich folgenden deutlich wird. „Denn (ſezt Q. hinzu) *Demetrius* „wird deswegen getadelt, weil *er die Wahrheit zu* „*weit getrieben (tanquam nimius in ea reprehendi-* „*tur)* oder, weil *er die ſchönheit der Wahrheit auf-* *geopfert*" — d. i. (wie man die worte „*ſimilitudinis* „*quam pulchritudinis amantior*" auch überſetzen kann,) weil *er ſich mehr der ähnlichkeit als der ſchönheit befliſſen* — welches (im vorbeygehen geſagt) abermals bezeugt, daſs die Alten weit entfernt waren, zu glauben, ein kunſtwerk werde *bloſs dadurch* ſchön, daſs es die würkliche individuelle

ſchö-

ſchöne Natur darſtellte, und alſo *deſto ſchöner*, je genauer es ſich an die Natur halte.

Jenes *optime acceſſiſſe* will alſo ſagen: *Praxiteles* und *Lyſippus* hätten ſich ſo nahe an *die Natur* gedrükt, *als es das groſse geſez der ſchönheit erlauben wollen.* Ihre werke waren folglich *eine art von Idealen*, die ſich von denen ihrer vorgänger dadurch unterſchieden, daſs ſie mehr *Wahrheit der Natur*, mehr *Lebenathmendes* hatten, einen höhern grad von *täuſchung* hervorbrachten, mehr *menſchliche empfindung* einflöſsten, als jene.

Ich glaube aber bey dieſer ähnlichkeit einen ſehr beträchtlichen unterſchied zwiſchen dieſen beyden meiſtern zu finden, worüber ich mich hier ſo gut als möglich zu erklären ſuchen werde.

Ueberhaupt ſcheint mir, *Praxiteles* habe ſich mehr dem PHIDIAS genähert, *Lyſippus* mehr dem POLYKLETUS.

Von jenem beſaſſen die Theſpier einen *Liebesgott*, den er ſelbſt nach dem modell eines vor ihm geliebten

ten knaben gearbeitet und für sein vollkommenstes werk erklärt haben soll. (*) Ein *Satyr* der zu Pausanias

(*) PAUSANIAS *erzählt davon folgende anekdote.* „*Praxiteles hatte der schönen Phryne, die er liebte, versprochen ihr sein bestes werk zu schenken. Sie sollte aber selbst auswählen. Phryne, die (wie es scheint) ihrem eigenen geschmak nicht traute, und gerne gewiss gewusst hätte welches unter seinen werken in seinen eignen augen das beste wäre, redete mit einem bedienten des künstlers ab, daß er einsmals, da sein herr den abend bey ihr zubrachte, in grösster bestürzung angelauffen kam, um die nachricht zu bringen, es sey feuer in seinem hause ausgekommen, und die meisten seiner werke seyen schon von den flammen theils verzehrt theils sehr beschädiget. O! ich bin verlohren, schrie Praxiteles, wenn mein* SATYR *und mein* AMOR *verdorben sind. Nun hatte Phryne was sie wollte, und Praxiteles gestand ihr selbst, sein Amor sey das schönste seiner werke.* Athenäus *erzählt die sache kürzer, und ist, wie ich glaube, näher an der wahrheit. Er sagt bloss: Praxiteles habe ihr zwischen seinem Kupido und seinem Satyr die wahl gelassen, und Phryne habe, wie billig, den Liebesgott gewählt, und ihn nach Thespien, woher sie gebürtig war*

ſanias zeiten noch in Athen zu ſehen war, war (nach eben dieſer anekdote) was er ſelbſt nach jenem für ſein beſtes werk hielt. Der Satyr war von erzt, der Kupido von dem ſchönen marmor, der auf dem berge Pantelikus in Attika gebrochen wurde. Sehr wahrſcheinlich gehörte dieſer theſpiſche Amor — um deſſentwillen allein (wie CICERO ſagt) die fremden Theſpien zu beſuchen pflegten — unter die kleine anzahl der *Ideale von der höchſten klaſſe*. Dieſer meynung ſcheint auch der dichter *Simonides* (*) geweſen zu ſeyn, von dem die vier ſchönen verſe herrühren, die uns die anthologie aufbehalten (**) und Grotius in vier faſt eben ſo ſchöne lateiniſche überſezt hat. Und eben dieſe verſe

und woſelbſt Amor einen tempel hatte, geſtiftet. An anekdoten iſt immer etwas wahr und etwas falſch. Der leſer mag urtheilen, ob wir ſo glüklich geweſen in dieſer das wahre aufzuſpüren.

(*) *Ein enkel vermuthlich des berühmten dichters dieſes nahmens; denn dieſer war lange vor der geburt des Praxiteles ſchon geſtorben.*

(**) *Quam bene Praxiteles finxit quem ſenſit Amorem!*
De corde exemplum ſumſerat ille ſuo;

Me-

ſe — zumal, wenn ſie (wie Athenäus verſichert) an dem fuſse der bildſäule eingegraben ſtanden — ſcheinen das vorgeben, daſs ein ſchöner knabe dabey zum modell gedient habe, ſehr verdächtig zu machen. „Was wunder (ſagt der griechiſche dichter) „daſs Praxiteles den Amor ſo ſchön gebildet „hat? er fühlte ihn, und zog das urbild (αρχετυπον) „aus ſeinem herzen.„ — Wie wahr! wo hätte er auch ſonſt ein urbild zum bilde des liebesgottes finden können? — Man nehme nun noch an, er habe dieſen Amor ausdrüklich für ſeine geliebte gemacht, und denke dann, daſs dieſe geliebte die ſchöne Phryne war, und daſs es ein ewiges denkmal ſeiner liebe ſeyn ſollte — wie groſs muſste da die *begeiſterung* ſeyn, *in der ſeine ſele die Idee davon empfieng*, und die *liebe*, womit er ſie *ausführte!* nun iſt auf einmal begreiflich warum dieſer Amor ein ſo herrliches werk wurde; ſo herrlich, daſs man bloſs um ihn zu ſehen, nach dem ſtädtchen Theſpien reiſete, wie man, um die majeſtät

Meque, mei precium, Phrynae dedit; inde ſagittis nil opus eſt: videar ſi modo, ſat ferio.

des Olympiſchen vaters anzubeten, nach Elis, — und, im anſchauen der liebehauchenden ſchönheits-Göttin hinzuſchmelzen, nach Knidus wallfahrthete. Und nun iſt auch begreiflich, warum dieſes bild des ſchönen Phryne ſo heilig war, daſs ſie es, als ein von dem Gott der liebe erſchaffnes werk, ihm ſelbſt wiedergeben wollte, und jeden andern ort als ſeinen älteſten tempel für deſſen unwürdig hielt.

Alle dieſe gründe, den theſpiſchen Amor für ein Ideal der erſten klaſſe zu halten, bekommen ein neues gewicht dadurch, — daſs, wofern Praxiteles irgend einen ſchönen knaben ſeiner zeit zum modell genommen hätte, die Griechen viel zu groſe knabenliebhaber waren, als daſs ſich der name deſſelben nicht durch tradition und ſchriften erhalten hätte. Man zeigte zu Plinius zeiten einen Amor mit einem blitz in der hand, von welchem verſichert wurde, daſs er den *Alcibiades* in ſeinem knabenalter (*) vorſtellte. Wäre der theſpiſche Amor

nicht

(*) *Alcibiades führte in ſeiner jugend wenn er zu felde zog, einen goldnen ſchild auf dem ein blitzewerfender Amor zu ſehen war — ſagt Plut-*

nicht ein *völliges Ideal* gewesen, so würde man gewifs den schönen knaben auch genannt haben, der sich hätte rühmen können, das modell zu einem so bewunderten werke gewesen zu seyn. Seine familie und seine vaterstadt hätten sich gewifs soviel auf ihn eingebildet als auf einen Pentathlischen sieger in den olympischen spielen.

14.

Eine andre beschaffenheit aber hatte es mit der *Knidischen Venus*, bey welcher PHRYNE, wie nicht geläugnet werden kann, auf gewisse weise zum modell diente; es sey nun, dafs sie den Praxiteles dadurch für seinen Amor, oder der künstler sie durch diesen für seine Venus, belohnen wollte.

Ich widerspreche durch dieses eingeständnifs demjenigen nicht, was ich oben gegen den Athe-

 nä-

Plutarch im leben dieses liebenswürdigen Taugenichts. Dies gab ohne zweifel einem spätern bildhauer die Idee von jenem Amor in gestalt des Alcibiades als knabe. Der meister war unbekannt, man muthmafste aber, dafs es Skopas oder Praxiteles seyn müfste. Plin. XXXVI. S. IV. n. 9.

näus oder das vorgeben „*dieſe Venus ſey ein bildniſs der Phryne geweſen*„ behauptet habe; noch räume ich dadurch der meynung etwas ein, die ich in dieſem ganzen auffatz beſtreite: aber freylich nicht beſtreite — um zu widerſprechen, ſondern nur inſofern ich ſie für irrig halte: denn was daran wahr iſt ſoll ehrlich zugeſtanden werden.

Ich habe oben ſchon den unterſchied bemerkt, den ich zwiſchen vorbild und urbild mache. Die Knidiſche Venus war keine kopie, keine bildſäule der *Phryne*, (*) — auch nicht eigentlich eine *idealiſierte* Phryne — denn ſo wär es doch noch immer Phryne geweſen, und es ſollte eine *Göttin* darſtellen, und in einem tempel die ehre der anbetung mit ihr theilen; — zwar das bild einer *Venus*, aber nicht der *Venus Pandemos*, ſondern der *himmliſchen*

(*) *Praxiteles hatte der leztern mehr als eine gemacht: auſſer der die Pauſanias zu Theſpien ſah, befand ſich eine zu Rom, an welcher die kenner ſowohl den charakter ihrer profeſſion als die Liebe, womit der künſtler gearbeitet, zu bemerken glaubten. Plin. XXXIV.*

ſchen (wie *Lucian* in der apologie ſeiner *bilder* ausdrüklich ſagt) und dazu hätte ſich doch wohl Phryne ſelbſt ein gewiſſen gemacht das original zu ſeyn. — Aber was war es denn, und wozu konnt' ihm Phryne dabey helfen, wenn es ihr nicht ähnlich ſehen durfte? — Ich kann mir noch ein drittes denken. Phryne, die ſchönſte figur ihrer zeit, und ſeine geliebte, ſollte ihm nur zum *mittel* dienen, ſich *vollkommner zu begeiſtern*; nur zur ſtufe, von der ſich ſeine einbildungskraft zur Idee der Göttin der ſchönheit und liebe hinaufſchwingen wollte. Dies war wenigſtens ſeine abſicht; und wenn er ſie (wie es ſcheint) nicht völlig erreichte: ſo lag der fehler — an der liebe — an Phrynens ſchönheit, die durch die begierde ſeine Imagination zu überflügeln ohne zweifel neue reitze erhielt — an der ſchwachheit und den ſchranken der menſchlichen natur.

Daher, däucht mich, erklärt ſich, auf eine ſehr natürliche art, alle das wunderbare und zum theil paradoxe, was die Alten von den würkungen dieſer Knidiſchen Venus erzählen. Sie war, wie Pli-

nius fagt, nicht nur das ſchönſte unter allen werken des Praxiteles, ſondern unter allem was man auf dem ganzen erdenkreiſe ſehen konnte. (*) Aber ſie flöſte nicht nur erſtaunen und bewunderung, nicht nur liebe — ſie flöſte auch begierden ein. *Ariſtenät*, oder wer der verfaſſer der unter LUCIANS nahmen fälſchlich gehenden *Liebesgötter* iſt, läſst die

(*) *Dieſem widerſpricht, was er bald darauf von einer andern unbekleideten Venus des Skopas ſagt, die zu Rom im tempel des Brutus Kallaïkus ſtund, „Praxiteliam illam antecedens et quemcunque alium locum nobilitatura.„ — Plinius iſt von dergleichen widerſprüchen nicht immer frey. Wenn er recht hatte, ihr dieſen vorzug zu geben, und der grund, warum ſie nicht mehr aufſehens machte, darin lag, daſs (wie er ſagt) zu Rom die gröſse der werke, die da zu ſehen waren, ſie auslöſchte: warum machte ſie nicht mehr aufſehens unter den Griechen, eh ſie nach Rom gebracht wurde? — Doch vielleicht war ſie in einem höhern ſtyl gearbeitet, oder (nach unſrer claſſification) ein Ideal von der erſten klaſſe — und eben darum, weil ſie weniger ſinnlichen reiz hatte als die Venus des Praxiteles, weniger geſchikt, ihr beym groſſen hauffen den vorzug ſtreitig zu machen?*

die beyden jünglinge, deren reiſe nach Knidos er in dieſem dialog beſchreibt, beym anblick dieſes bildes beynah von ſinnen kommen, und den einen (ſonſt einen hartnäckigen ketzer in liebesſachen) ſchier zum ſtein erſtarren, wie er die Göttin von derjenigen ſeite beſchaut, von welcher auch die Mediceiſche Venus vor herrn Smollets augen gnade fand. Ja die Küſterin des tempels erzählte ihnen ſogar, mit vielen umſtänden, die tragiſche geſchichte eines jungen menſchen, der ſich mit allen ſymptomen der raſendſten leidenſchaft in die marmorne Göttin verliebt, und endlich (nach einem beweiſe davon, der ſich nur auf lateiniſch (*) erzählen läſst)

 ſich

(*) *Ferunt amore captum quemdam, cum delituiſſet noctu ſimulacro cohaeſiſſe, ejusque cupiditatis indicem eſſe maculam.* Plin. *L. XXXVI. p. 726. Es iſt ſehr erlaubt an wundern dieſer Art zu zweifeln, wenn ſie uns auch ſchon von Küſtern und Küſterinnen erzählt werden. Indeſſen beſtättigt doch Clemens Alexandrinus (in der löblichen abſicht das Heydenthum dadurch ſchamroth zu machen) die wahrheit dieſer begebenheit durch das zeugniſs eines gewiſſen Poſidippus, der ein buch von den merkwürdigkeiten*

von

ſich aus verzweiflung ins mêr geſtürzt habe. Mit weniger wuth, aber in einem der Göttin würdigern entzücken, bricht der Epigrammen-Dichter *Antipater* (im vierten buche der Anthologie) in die ekſtatiſchen fragen aus:

Wer beſeelte den fels? Wer ſah dich, Cypris auf erden?
gab dem fühlloſen ſtein dieſen allmächtigen reiz?

Dieſe beyſpiele und augenzeugniſſe von dem effekt, den die Knidiſche Venus machte, — wenn wir auch abrechnen was die imagination der zeugen dabey gethan haben mag — beweiſen noch immer, was wir damit beweiſen wollen: daſs ſie, zu aller der ſchönheit die ſie über ſterbliche weiber erhob, einen grad von *lebhaftigkeit*, *reiz* und *zauber* gehabt habe, den andre Venusbilder, auch die *von Knidos geſchrieben. Ob ſie dadurch glaubwürdiger werde, iſt eine andre frage — genug, daſs die begebenheit an ſich ſelbſt nichts unmögliches iſt.*

die ſchönſten, als die Lemnia eines *Phidias*, die Venus Hortenſis (ἐν Κήποις) des *Alkamenes* — wiewohl Lucian (*) einzelne theile von dieſen beyden den nehmlichen theilen an der Knidiſchen Venus vorzieht — nicht gehabt haben. Kann man ſich darüber verwundern, da ſo beſondere umſtände zuſammen kamen, ſie zu dem zu machen was ſie war? Eine Phryne das modell, ein Praxiteles der werkmeiſter, die Liebe mit der er arbeitete, das beynahe unmögliche beſtreben etwas noch ſchöners zu denken als — was man liebt, und dennoch das Ringen der enthuſiaſtiſchen einbildungskraft, dieſe unmöglichkeit zu überwinden, — mir däucht, alles dies *mußte* ein ſolches werk hervorbringen. Seine Venus verlohr etwas dabey an *Göttlichkeit* — aber nur ſo viel als ſie (vielleicht gegen ſeine abſicht) an *menſchlicherm reiz* gewann; und gerade dies, wodurch ſie weniger Göttin war, gab ihr dies herzenſchmelzende, dies unwiderſtehlich anziehende, dies unnennbare, was bey ihrem anblick liebesbegierden entzündete, und durch die un-

(*) *In imagin. c. 6.*

unmöglichkeit der gegenliebe und des genuſses wollüſtig peinigte — vielleicht auch bey irgend einem blutreichen, glühenden, ſinnloſen, jungen menſchen, der ſie täglich zu ſehen gelegenheit hatte, endlich gar die würkung thun konnte, welche die Küſterin des Knidiſchen tempels, mit aller geziemenden devotion, zu preis und ehren ihrer Göttin den fremden zu erzählen pflegte.

15.

Die Knidiſche Venus iſt es alſo, von der ich den begriff derjenigen art von *Idealen* nehme, die ich zur *dritten klaſſe* mache — wiewohl ſie unter ſo beſondern umſtänden zur welt kam, daſs ſie, nach der ſchärfe zu reden, vielleicht *die einzige in ihrer art* war. Ich rechne nehmlich darunter alle bilder von *Göttern* und *Heroen*, wobey ſich der künſtler durch den anblick ſchöner *Individuen* geholfen hatte, um ihnen einen höhern grad von leben, reiz und illuſion zu geben, als ihm möglich geweſen wäre wenn er *bloſs nach ſeiner Idee* oder *dem einmal angenommenen Götter-Ideal* gearbeitet

hät-

hätte. Der vortheil, den er dadurch erhielt, fällt fogleich in die augen. Die göttlichen und heroifchen naturen wurden auf diefe weife näher zu den *menfchen* herabgezogen; hatten mehr leben, mehr finnlichen reiz; — *gefielen* alfo *mehr* — und *mehrern* — verfchaften ihren meiftern *allgemeinern* ruhm — *wurden beffer bezahlt* u. f. w. und alles dies war fowohl auf feiten der meifter als der liebhaber fehr natürlich. Denn im gröfsten *eigentlichften Ideal* war doch nur Ein Iupiter Olympius, dem (wie Plinius fagt) niemand nachzueyfern fich getraute. — Wer fich auch empor heben wollte, mufste alfo einen andern weg einfchlagen.

16.

Phidias, Polykletus und Praxiteles hatten — wie alle meifter in welcher kunft es fey — ihre fchüler und nachahmer, unter deren händen gar bald *Manier*, *Handgriff* und *Locus kommunis* wurde, was bey jenen genie, gefühl, erfindung, eingebung des augenblicks, oder werk der höchften anftrengung des geiftes gewefen war. Nicht nur

der

der Kanon des Polykletus wurde zum modell; alle berühmten Bilder berühmter meiſter wurden auf tauſendfältige art nachgebildet. Die werke dieſer nachahmer und kopiſten wurden kalt und kraftlos; man entfernte ſich von der natur, ohne ſich über ſie auffchwingen zu können; kurz, die kunſt war im abnehmen: als LYSIPPUS erſchien, eine neue bahn betrat, und mittel fand, ohne mit einem ſeiner vorgänger in colliſion zu kommen, ſich den vorzug über ſeine zeitgenoſſen, die gunſt Alexanders des Groſen, und einen ruhm zu erwerben, den keiner von ſeinen nachfolgern zu verdunkeln vermochte.

Ich habe ſchon oben bemerkt, daſs der charakter, der ihm mit dem Praxiteles gemein war (nehmlich, daſs ſie ſich der *wahrheit* oder der *natur* mehr genähret als ihre vorgänger) dem *Lyſippus* auf eine ganz beſondere weiſe zukam. Dieſer künſtler ſcheint weder durch ſeinen genie, noch durch den zeitpunkt worinn er blühte und die umſtände worinn er die kunſt fand, aufgelegt oder aufgemuntert geweſen ſeyn, ſich in die ſphäre der Heroen und Götter

zu wagen, die fchon mit den werken fo mancher herrlichen meifter erfüllt war. Seine fähigkeit und neigung trieb ihn zu gegenftänden, wozu er die originale alle tage vor fich fehen konnte. Ein *Apoxyomenos* (ein mann der fich felbft im bade ftriegelte) eine *betrunkne flötenfpielerin*, haben ihn berühmter gemacht als fein Iupiter zu Argos, oder fein Kupido zu Thespien. Sein gröfster *Held* war ALEXANDER, den er in verfchiednen altern und ftellungen fehr oft und fo fehr zum vergnügen diefes gernfeynwollenden Götterfohns arbeitete, dafs diefer (wie man fagt) von keinem andern bildgiefser noch bildhauer dargeftellt feyn wollte. *Lyfippus* bildete auch den *Hephäftion*, Alexanders liebling, und feine übrigen freunde ab, alle (wie Plinius fagt) mit vollkommenfter ähnlichkeit.

Ueberhaupt entfernte er fich von der manier der alten. Er machte die köpfe kleiner, arbeitete die hâre fleifsiger, hielt fich in den einzelnen theilen genauer an die natur, machte feine figuren fchlanker, nicht fo viereckigt, u. f. w.

Als

Als er anfieng aus eignem triebe ſich auf die bildnerey zu legen (er ſollte anfangs ein grobſchmidt werden) war *der Kanon des Polykletus* das modell wornach er ſtudierte. Dies iſt wenigſtens der ſinn der antwort, die er jemanden gegeben haben ſoll der ihn fragte: wer denn ſein lehrmeiſter in der kunſt geweſen? — *Der Doryphorus*, antwortete Lyſippus. (*) Und vermuthlich war dies ſtudium, wodurch ihm die genaueſte beobachtung des ſchönſten ebenmâſſes mechaniſch geworden, die urſache, warum die ſehr fleiſsige beobachtung der Symmetrie (wie Plinius bemerkt) eine der vorzüglichſten ſchönheiten ſeiner bilder war.

In der folge aber ermunterte ihn der mahler *Eupompus*, ſein landsmann (beyde waren von Sicyon) den ängſtlichen weg zu verlaſſen, auf dem er ewig ein bloſser mechaniſcher arbeiter geblieben wäre. Dieſer Eupompus war einer der berühmteſten mahler ſeiner zeit, ein rival des Timanthes und lehrmeiſter des Pamphilus, welcher durch ſeinen

(*) *Cicero de Clar. Orator. §6.*

nen ſchüler Apelles berühmter worden iſt als durch ſeine eigne werke. Der junge Lyſippus fragte ihn (*) welchen unter ſeinen vorgängern er ſich eigentlich zum muſter genommen? Eupompus wies *auf eine menge volkes*, die eben auf einem marktplatz vor ihren augen wimmelte: „*Hier ſind mei-*„*ne modelle*, ſagte der alte mahler; *die Natur ſelbſt*, „*nicht den meiſter* muſs der künſtler nachahmen, „der es verdienen will, dereinſt ſelbſt unter die „meiſter gezählt zu werden.“ Lyſippus liefs ſichs geſagt ſeyn — aber die nachbildung der natur war es doch nicht allein, was ihn in der folge ſo berühmt und beliebt machte.

Wenn ich alles, was uns von ihm gemeldet wird, zuſammennehme und vergleiche, ſo däucht mich es komme ſo viel heraus: daſs er in ſeinen *bild-*

(*) *Es finden ſich bey dieſer anekdote chronologiſche ſchwierigkeiten, auf die, meines wiſſens, noch niemand acht gehabt hat. Wenigſtens muſs Eupompus, als er dem Lyſipp dieſe antwor. gegeben, ein ſehr alter mann geweſen ſeyn.*

bildnißen die ſchönheit mit der ähnlichkeit zu vereinigen gewuſst, und in ſeinen übrigen *freyern werken* die individuelle Natur mehr in *einzelnen ſchönen theilen* als im *ganzen* zum modelle genommen. Er ſtudierte die Natur, ahmte ſie nach, ſtellte ſie dar — aber nicht wie ſie war, ſondern *wie er ſie ſah* und ſehen *wollte*; lieſs bey der nachahmung das fehlerhafte weg, oder wuſste es zu verbergen; zeigte was an jedem das ſchönſte war, auf die weiſe die dem ganzen die vortheilhafteſte ſchien, kurz, *verſchönerte ſeine Originale*, und gab ihnen doch ſo viel von wahrheit und leben, daſs ſie im ganzen *täuſchung* hervorbrachten, und alſo von jedem *beym erſten anblik erkannt wurden.* Dies war ohne zweifel der wahre grund, warum er ſo viel ſtatuen nach der Natur zu machen bekam, und warum ſich Alexander von niemand als vom Lyſippus bilden, ſo wie er ſich allein vom Apelles, dem mahler der Grazie, mahlen laſſen wollte.

Seine werke waren alſo mit aller ihre natur dennoch *eine art von Idealen*; verſchönerte einzel-

ne

ne naturen, oder ſymmetriſche zuſammenſetzungen ſchöner theile, aus verſchiedenen modellen zu *einem homogenen Ganzen zuſammengeſchmelzt.* Dieſer kunſt, das Individuelle zu idealiſieren (einer kunſt, wozu mehr geſchmak und urtheil, als hoheit und feuer des geiſtes erfodert wird) hatte *Lyſippus* eigentlich ſeinen groſsen ſucceſs zu danken. Denn *Demetrius*, der ſich *bloß an die Natur* hielt, wurde gerade deſswegen getadelt — nicht etwan weil ſeine werke flikwerke oder karikaturen waren, ſondern weil ſie *zu wahr, zu getreu nach dem leben* abgeformt waren — *tanquam nimius in veritate.* So gewiſs iſt es, daſs die Alten ſich nichts davon träumen lieſsen, daſs kunſtwerke deſto *ſchöner* würden, je mehr ſie individuellen naturen ähnlich wären.

17.

Ich habe alſo — beym ſcheine des ſchwachen lämpchens, das uns die unvollſtändigen nachrichten der alten ſchriftſteller von ihren künſtlern und kunſtwerken vortragen — *vier arten* von werken un-

unterſchieden, denen man — inſoferne als ſie alle, nicht aus unvermögen, ſondern aus vorſatz ihrer meiſter, etwas anders als bloſse abbildungen einzelner natur waren, den gemeinſamen nahmen der IDEALE beylegen kann, und die man, wie mich dünkt, mit unrecht unter dieſem geſchlechtsnahmen mit einander zu vermengen pflegt.

Wenn wir jedoch auf der andern ſeite den groſſen unterſchied ſowohl zwiſchen dieſen verſchiednen arten ſelbſt, als zwiſchen dem grade des Genies, welcher einen Iupiter Olympius des Phidias, oder einen Doryphorus des Polykletus, oder eine bloſse nachahmung dieſes Doryphorus hervorzubringen erfodert war, erwägen: ſo werden wir finden, daſs jener nahme, in ſeiner edelſten und eigentlichen bedeutung, nur *den bildern idealiſcher weſen* und auch unter dieſen nur denjenigen mit recht zukomme, welche *aus dem höchſten grade künſtleriſcher begeiſterung*, aus der angeſtrengteſten beſtrebung ſich über die ſchönſte und erhabenſte *ſichtbare* Natur emporzuſchwingen, entſtanden und — wie

der

der römiſche Plato in der obenangezognen ſtelle ſagt — nach einem in der ſêle des künſtlers erzeugten urbilde mehr als menſchlicher vollkommenheit gebildet worden.

Nach dieſem begriffe iſt noch immer ein groſſer unterſchied zwiſchen dem was in bildung der griechiſchen Götter und andern fabelhaften naturen *conventionell*, d. i. dem, was, nach den einmal angenommenen begriffen, jeder Gottheit *eigen* und allen Göttern *gemein* war, (*) und zwiſchen der Idee, nach welcher ein Phidias unmittelbar ſeine Minerva oder ſeinen Iupiter bildete. Eine ſtatue des Iupiters, der Venus, des Apollo, u. ſ. w. konnte ſehr gewiſſenhaft nach der vorſchrift deſſen was man *Götter - Ideal* nennen kann gearbeitet ſeyn, und

 dem

(*) *Dies allgemeine und beſondere Götter - Ideal, welches ich, ungeachtet es ſich auf ſehr richtige und ſeine objektive begriffe gründete, darum weil es für die künſtler, vermöge einer ſtillſchweigenden übereinkunft, geſez war, conventionell nenne, hat Winkelmann bekanntermaſſen, in der Geſch. der Kunſt eben ſo ausführlich als gelehrt und ſcharfſinnig abgehandelt.*

dem ungeachtet unter den grofsen meifterftücken, die ich vorzugsweife Ideale nenne, keinen plaz verdienen. Dies bedarf keines weitern zeugniffes als des augenfcheins mancher antiker Apollo's und Bacchus und Dianen und Grazien und Venusbilder, welche, bey aller ihrer *conventionellen Deität*, fehr wenig gefchikt find unfre einbildungskraft in den Homerifchen Olympus zu verfetzen.

18.

Aber — höre ich fagen — auch ihr, mit allem was ihr uns fchon in etlichen bogen von Idealen und urbildern vorfagt, habt uns noch immer keinen *deutlichen begriff* davon gegeben, was ihr unter diefer Idee, diefem urbild, diefer *eximia quadam fpecie pulchritudinis*, die z. b. in der fêle des Phidias fafs, als er feinen Iupiter bildete, verftanden wiffen wollt. Gebt der wahrheit die ehre und bekennet: dafs es entweder ein *gefpenft* ift, das gerade fo viel grund in der natur hat als alle andere gefpenfter — teutfch zu reden, dafs ihr und euer Ci-

cero

ce:o ſelbſt nicht recht wiſst was ihr ſagt; oder daſs dieſer ſo hochgepriesne Iupiter Olympius — von dem ihr ohnehin gut reden habt, da niemand hingehen und ſehen kann was an der ſache iſt — weder mehr oder weniger war, als „*eine zuſammenſchmelzung von geſehenen Würklichkeiten*, und im „grunde doch nichts beſſer als *Karikatur und unbefriedigendes nachhinken der Kunſt, der ewigunnatürlichen Kunſt*, nach der unendlichmal ſchönern Natur der ſchönern und beſſern menſchen, „mit denen das land der Pelasger in den goldnen „zeiten des Perikles geziert war.“ (*)

19.

Nun, ja dann! wir wollen bekennen was zu bekennen iſt. Am ende — behalte auch recht wer da kann! — bleibt doch immer *Gott allein die Ehre*, und niemand in der welt kann ein Intereſſe darunter haben, *die Kunſt mit der Natur zuſammenzuhezzen*, oder die eine auf koſten der andern zu erheben. Denn — was wir nicht vergeſſen wollen — auch die

 na-

(*) *Phyſiogn. fragm. l. c.*

natur von der dieſe ganze zeit über die rede war, iſt ja wahrlich *nicht die Natur ſelbſt*, ſondern bloſs die natur *wie ſie ſich in unſern augen abſpiegelt* — und dies rükt natur und kunſt um ein beträchtliches näher zuſammen. Es wäre freylich ein lächerlich beginnen, wenn ein erdenklos ſich hinſetzen und aus thon oder ſtein — mit unſerm Herrn Gott in die wette Menſchen machen wollte. Aber der verſuch ein ſchattenbild (und das ſind doch wohl alle unſre ſinnenbilder?) nachzuzeichnen oder nachzubilden, hat nichts das die kraft der menſchheit iiberſteigt? Und daſs der menſchliche Geiſt — DEUS IN NOBIS! — fähig ſey ſich etwas ſchöneres, reineres und vollkommeneres zu denken, als dieſe durch die *Peccata Mundi* von mehr als hundert generationen gedrükte, angeſtekte, verpfuſchte und verhunzte menſchengeſichter und menſchenleichname, wie ſie nun bereits einige tauſend jahre auf dieſem garſtigen erdklumpen herumkriechen — iſt weder eine ungereimte noch gottloſe und dem ſchöpfer der natur — der (ſo viel ich weiſs) auch der ſchöpfer der kunſt iſt — zu nahe tretende behauptung.

20.

Ich bekenne alſo vor allen dingen, daſs es wenn man von dem *Iupiter Olympius* des PHIDIAS ſpricht, ein ſchlimmer umſtand iſt, ihn nicht ſelbſt geſehen zu haben. Da nun aber dieſem übel nicht abzuhelfen iſt, ſo kömmt es izt nur darauf an, wie viel wir die zeugniſſe und urtheile derjenigen, die das glück hatten ihn geſehen zu haben, gelten laſſen wollen oder nicht; und hierin läſst ſich freylich niemanden etwas vorſchreiben.

Aber dies wenigſtens iſt gewiſs, daſs unter allen, die von dieſem wunder der kunſt als *Epopten* reden, keiner ſich ſo ausdrükt, daſs man nur auf die vermuthung kommen kann, er habe es für ein aus *nachbildung lebender Originale* entſtandnes werk gehalten. Wäre dies der fall geweſen: welcher unter allen Griechen mit denen Phidias lebte, hätte mehr anſpruch haben können zum modell eines Iupiter Olympius zu dienen, als eben dieſer *Perikles Olympius*, den die theaterdichter ſeiner

zeit ſo gerne — nicht zum ſpott, ſondern aus demokratiſcher eyferſucht — mit dem beherrſcher des Olympus zu vergleichen pflegten? Und bedenken wir noch, daſs Perikles der gönner, der beſchützer, der freund unſers künſtlers war: wie *glaublich*, daſs Phidias dieſe gelegenheit ergriffen haben werde, ihm auf diejenige art, die ſeinem ſtolz am meiſten ſchmeicheln muſste, die Cour zu machen? — Allein ſo glaublich es immer ſeyn mag, ſo gewiſs können wir uns darauf verlaſſen, daſs Phidias der mann nicht war, dem ſo ein gedanke nur im traum einfallen konnte — Und daſs die Griechen, der Coloſſaliſchen vergröſſerung ungeachtet, den *Donnerer von Athen* erſten bliks erkannt haben würden, wenn ihm der *Olympiſche* nur einigermaſsen ähnlich geſehen hätte, dürfen wir gleichfalls keklich glauben. Hätten ſie ihn aber erkannt, traun! ſie würden die entdeckung nicht verheimlicht haben. Jeder komödienſchreiber hätte geeilt, der erſte zu ſeyn der ſeinen lieben landesleuten ins ohr ſagte: „ſie möchten vor der majeſtät dieſes vermeynten Jupiters nicht zu ſehr erſchrecken; es ſey nur Perik-

les des Xantippus ſohn, Schinokäphalos oder der Zwiebelkopf zubenahmſet, neun oder zehnmal gröſer und dicker als er unter ſeinem eignen nahmen zu ſeyn pflege, und, um die griechiſchen gans-häupter zum beſten zu haben, in einen Iupiter traveſtiert." — Man ſieht klärlich, es konnte das nicht ſeyn. Es bleibt alſo nichts weiter übrig, was uns die erzeugung dieſes Iupiters erklären kann, als — daſs wir annehmen, er ſey entweder aus *zuſammenſchmelzung* entſtanden, oder — nach einem *geſpenſte* gebildet worden.

21.

Was die zuſammenſchmelzung betrift, ſo kan ich mir eine *zweyfache art* derſelben denken. Es iſts nehmlich entweder *der künſtler*, der die operation vornimmt, oder *mutter Natur* verrichtet ſie eigenhändig. — In jenem falle kann wohl ſo etwas wie der Doryphorus des Polyklet oder ein Lyſippiſcher Iupiter draus werden: aber daſs ein ſolches flickwerk, aus fragmenten einzelner griechenköpfe und griechenkörper, ſo ſymmetriſch als

man

man immer will, zuſammengeſezt, die groſse würkung hätte thun können, die der Iupiter des Phidias (obenbemeldtermaſsen) würklich gethan hat, ſcheint mir ſo wenig glaublich, daſs ich (wenn kein ander mittel iſt) lieber annehmen will, die Natur ſelbſt, in ſo fern ſie in der Imagination der menſchenkinder ihr verborgnes werk und weſen hat, habe die zuſammenſchmelzung vorgenommen. Daſs ſie eine ſolche ſchmelzerin iſt, wird niemand läugnen: allein wie ſie es dabey anfange, iſt ein geheimnis, das uns (meines wiſſens) noch kein Pſychолog begreiflich gemacht hat.

Und die ſache bleibt alſo noch immer ſo dunkel als zuvor, und wir mögen uns wenden und winden wie wir wollen, ſo werden wir genöthigt ſeyn zu bekennen: daſs Phidias nach einer in ſeiner ſêle ſchwebenden *Idee* gearbeitet habe. *Wie er zu dieſer Idee gekommen*, wird dadurch nicht deutlicher wenn wir ſagen: ſie ſey eine zuſammenſchmelzung geſehner würklichkeiten — und im grunde verlieren wir nichts dabey, wenn wir ſie *ein geſpenſt* ſchelten laſſen, und geſtehen, daſs wir von der erſchei-

ſcheinung dieſer art von geſpenſtern in den köpfen der dichter, bildner und mahler eben ſo wenig verſtehen, als von dem geſpenſte das dem Brutus zu Philippi erſchien, oder von irgend einem andern geſpenſte, Geiſte, Kobolt und andern einwohner der unſichtbaren welt, wes nahmens, ſtandes und würden er ſeyn mag, der jemals einem ſterblichen erſchienen iſt vom anbeginn der dinge bis auf dieſen tag. Ich trage vor herrn *Iohann Locke* und ſeinem groſſen grundſatze *Nihil eſt in intellectu* &c. alle gebührende achtung. Die Epikuräer und viel andrer ehrlicher leute haben ein pâr tauſend jahre vor ihm eben ſo viel davon gewuſst als er. Aber, troz dieſem groſſen Axioma, womit man (*wie mit dem Eſcalibor des königs Artus*) auf einmal ſo groſse ſtücke herunter hauen kann, wird auch von der *kleinen welt in unſerm hirnkaſten* ewig wahr bleiben, was Shakeſpears Hamlet von himmel und erde ſagt: „es giebt gar viele dinge da, wovon ſich unſre philoſophie nichts träumen läſst.„ Es iſt eitle mühe, alles was in dem geheimniſsvollen abgrund unſrer ſich ſelbſt ſo wenig

bekannten fêle vorgeht, so mechanisch erklären und handgreiflich machen zu wollen, wie man die bewegung eines bratenwenders erklären kann. Ich erinnere mich noch sehr lebhaft, dafs ich als ein knabe von vierzehn jahren, und auch schon lange zuvor, bey äussern veranlassungen, die auf tausend andre nichts dergleichen würkten, gespenster und erscheinungen aus der idealischen welt in meiner fêle sah, die ich mir selbst weder aus zusammenschmelzung oder association meiner damaligen sensationen noch aus irgend einer andern ursache erklären kann. *Denn kunstwörter*, alte oder neugeschmiedete, *erklären nichts.*

Aber *müssen* wir denn alles erklären wollen? und ist es nicht genug, wenn wir wissen SO IST *die Sache!* — Man sage mir nicht, das heisse ohne noth die weislich verbannten *Qualitates occultas* zurückberufen; denn ich will nichts damit erklären; ich will nur dafs man nicht durch unzulängliche Data, und durch heischesätze, denen man mehr ausdehnung giebt als sie haben, zu erklären

mey-

meyne was sich nicht erklären läfst. Der weg des Genies ist der fünfte zu den vier wegen, die dem König SALOMO zu wunderlich vorkamen (*Sprüchw. Sal.* cap. 30. v. 18. 19.) Aristoteles und zwanzig andre konnten wohl über die werke *Homers* philosophiren; aber keiner von ihnen hat uns noch ein recept geschrieben, wie man eine Ilias machen kann, oder uns erklärt, wie die Ilias in Homers schädel entstanden ist. Warum sollte es mit dem Iupiter des Phidias nicht eben so seyn? —

Ich habe oben schon, wie billig, anerkannt, dafs die schöne (wiewohl nicht eben schönere) Natur, und die gelegenheiten sie mehr zu ihrem vortheile zu sehen, nothwendig das ihrige zu den schönen Ideen der griechischen künstler beygetragen haben müsse. Was ich läugne ist nur, dafs dieser umstand *soviel*, dafs er *alles* dabey gethan habe. Denn, that er alles: warum machten die andern künstler nicht auch so herrliche werke wie Phidias? Warum gab es unter den griechischen bildnern und mahlern, die doch alle die nehmliche

Natur um ſich hatten, nur einige wenige, deren werke groſse wiirkung thaten?

Man wird antworten: es verſtehe ſich von ſelbſt, daſs der mann, der etwas groſses hervorbringen wolle, auch die fähigkeit, die Natur zu empfinden, aufzufaſſen, ihre mannichfaltigen ſchönheiten in ſeiner ſêle zu concentriren und wieder in ſeinen werken auszuſtralen, in einem hohen grade haben müſſe. Aber da ſind wir wieder in der region der dunkeln begriffe, uud wiſſen vom *Wie* des Phönomens, das erklärt werden ſoll, gerade ſo viel als zuvor.

23.

Soll ich mit aller beſcheidenheit meine meynung von der ſache ſagen? — Die *Imagination* eines jeden menſchenkindes, und die Imagination der *dichter* und *künſtler* inſonderheit; *iſt eine dunkle werkſtatt geheimer kräfte*; von denen das *Abc* buch, das man Pſychologie nennt; gerade ſo viel erklären kann als die Monadologie von den urſachen der vegetation und der fortpflanzung. Wir ſehen erſchei-

nun-

nungen — veranlaſſungen — mittel — aber die wahren urſachen, die kräfte ſelbſt, und wie ſie im verborgnen würken, — über dieſem allem hängt der heilige ſchleyer der Natur, den kein ſterblicher nie aufgedekt hat. — „Hättens nicht die beyden klei„nen hitzigen hengſte gethan und der tollbrägen „vom Poſtillion, der ſie noch dazu antrieb, der ge„danke wäre mir nicht in den kopf gekommen. — „Er ſchnaubte daher wie ein bliz „ — ſagt TRISTRAM SHANDY. (*) Dies iſt die allgemeine geſchichte, wie dichter, bildende künſtler, komponiſten, und alle das volk von ſcharfen behenden ſinnen und feuerfangender Imagination, zu ihren ſchönſten Ideen, ihren glüklichſten erfindungen kommen. — Eine veranlaſſung von innen oder auſſen iſt freylich immer da; aber in neunzig fällen unter hundert möchte ich *den* ſehen, der mir erklärte wie juſt *dieſe* würkung aus *dieſer* veranlaſſung, *dieſer* vermeynten urſache entſtehen *konnte?* — entſtehen *mußte?* —

24. In-

(*) *S. 5 Th. 1 cap. von anfang. Nach der Bodiſchen überſetzung.*

24.

Indeſſen läſst ſich zuweilen doch wenigſtens ſo viel *hiſtoriſch* begreiflich machen, wie es zugegangen, daſs die ſêle des mannes, der ein auſſerordentliches werk hervorgebracht, in dieſe ungewöhnliche begeiſterung, erhitzung und erhöhung ihrer kräfte geſezt worden, worin ſie fähig ſeyn konnte, die Idee zu empfangen, wovon ſein werk die nachahmung iſt. — Und dies iſt, ſoviel ich weiſs, auch der fall beym Iupiter Olympius des Phidias.

Ehe ich mich in die erzählung dieſer umſtände einlaſſe, muſs ich meine leſer bitten, bey dem namen PHIDIAS ſich ſo lebendig als ihnen möglich iſt einen mann zu denken, der mit dem genie der kunſt gebohren war — einen mann, der in vergleichung mit ſeinen lehrmeiſtern *ein Gott* ſcheinen muſste — der nicht etwann ganz gemächlich von der neunzehnten ſtuffe zur zwanzigſten hinaufſtieg, wozu es freylich nicht viel mehr braucht als daſs man den einen fuſs lüpfe und den andern nachziehe: ſondern der den gewaltigen raum zwiſchen ſeinen vorgängern

gern und dem gipfel der kunſt mit zwey oder drey rieſenſchritten verſchlang — einen mann der ein eben ſo groſser architekt als bildhauer war — der immer nichts als groſse werke unternommen und ausgeführt hatte, und dem es alſo, von natur und gewohnheitswegen, zulezt wie mechaniſch werden muſste, alles was er dachte und machte *groſs* zu denken und zu machen — kurz, den mann, dem es (wie *Quintilian* in der oben angezognen ſtelle ſagt) leichter war Götter zu bilden als menſchen; und der zu allen den wundern, womit er unter der ſtâtsverwaltung des Perikles die ſtadt Athen verherrlicht hatte, keinen auſserordentlichen anlauf zu nehmen, und um ſelbſt ſeine Minerva, den ſtolz der Athenienſer, hervorzubringen, nur ſeine gewöhnliche ſtärke anzuwenden brauchte.

Und nun — wenn *ſolch ein mann*, von der edelſten art von *rache* angeflammt, und in der angeſtrengteſten *eyferſucht mit ſich ſelbſt alle ſeine krâfte zuſammennimmt*, ein werk zu ſchaffen, dafs alle ſeine vorherigen *auslöſche*; — nun denke man welch ein werk das werden muſste?

Die Athenienſer hatten dem Phidias für alle verdienſte, die er ſich um ihre ſtadt gemacht, der welt lohn gegeben. Ein groſser mann, ein freund des Perikles, ein mann, neben dem wenige ſtehen konnten ohne um die hälfte kleiner zu werden als ſie waren wenn ſie unter ihresgleichen ſtunden — das alles zu ſeyn, war freylich in einer ſo ſchwankenden *Demokratie* verbrechens genug. Man muſste aber doch einen vorwand haben. Man ſtiftete alſo einen gewiſſen Menon, der unter ihm gearbeitet hatte, auf, ihn öffentlich anzuklagen, daſs er von dem golde, ſo zu der koloſſaliſchen ſtatue der Minerva gebraucht worden, etwas unterſchlagen habe. Allein bey der unterſuchung zeigte ſich, daſs Phidias die vorſicht gebraucht hatte — *unſchuldig zu ſeyn*, und daſs gerade ſoviel gold an der ſtatue war, als er den Athenienſern verrechnet hatte. Dies ſezte ſeine feinde in die verlegenheit, ihm zu einem ſtâtsverbrechen zu machen, „daſs einer von „den kriegsmännern in der Amazonen-ſchlacht, die „er in halberhobener arbeit auf den ſchild der Mi„nerva gearbeitet hatte, dem *Perikles*, und ein al-

„ter

„ter kahlköpfiger mann, der einen grofsen ſtein mit „beyden hänaen aufhebt, *ihm ſelbſt* ähnlich ſehe„ — und weil es ihm hier nicht ſo leicht war das gegentheil zu demonſtriren: ſo wurde er ohne weiters verurtheilt, ins gefängniſs geworfen, und vermuthlich einige zeit darauf — ungefähr aus eben dem grunde, warum Plato die dichter aus ſeiner republik verbannt — des landes verwieſen; oder er fand mittel aus dem gefängniſſe zu entwiſchen. (*) Kurz, Phidias begab ſich nach *Elis*, und wurde werkmeiſter des IUPITER OLYMPIUS.

Rollin's behauptung, dafs er bey dieſem erſtaunlichen werke die abſicht gehabt habe rache an den Athenienſern auszuüben, und ihre Minerva um den ruhm zu bringen dafs ſie das gröſste ſey was die kunſt jemals hervorgebracht — iſt zwar eine bloſse vermuthung; *denn ſie beruht*, meines wiſſens,

(*) *Dies ſagt ein ungenannter ſcholiaſt des Ariſtophanes. Plutarch ſagt, er ſey im gefängniß geſtorben. Das iſt aber, aus verſchiedenen gründen, nicht glaublich.*

auf keinem zeugniße; aber ſie gehört unter die vermuthungen, die man für ſo gewiſs nehmen kann als ob ſie gerichtlich erwieſen wären; *denn ſie beruht auf der menſchlichen natur*. So beleidigt, wie Phidias von den Athenienſern war, rächt man ſich ganz gewiſs wenn man kann; und welche rache hätte er nehmen können, die zugleich für ihn ſelbſt ehrenvoller, und für die herrſchende leidenſchaft der Athenienſer, *ihre eitelkeit*, empfindlicher hätte ſeyn können?

Phidias entwarf alſo den Plan eines werkes, wodurch er alle meiſterſtücke ſeiner nebenbuler in der kunſt und ſeine eigne zu verdunkeln hoffen konnte — *den vater der Götter und der menſchen in ſeiner herrlichkeit*. Es war ein wahres *Poëma*, und nur den gedanken davon zu faſſen brauchte es ſchon eines ſo kühnen und ſolcher kräfte ſich bewuſsten geiſtes wie der ſeinige. Aber da er ſeine hand zur ausführung ausſtrekte, erſchrak er vor ſeinem eignen gedanken — fühlte daſs er nur ein menſch war, er der es wagen wollte den kö-

nig

nig des himmels darzuſtellen — und ſein muth verlieſs ihn einen augenblik.

In welcher geſtalt, mit welchen zügen, in welcher ſtellung? daſs jeder der ihn ſähe, ſchaudernd den gegenwärtigen Gott, den vater und könig der Götter, fühlen und erkennen müſste!

Seine ſêle arbeitete tag und nacht an der grofen geburt; ſtieg vom gröſsten der menſchen zum halbgott — vom halbgott zum Gott auf — ſtrebte noch höher empor — aber hier — hier ſank ſie immer wieder.

Die Idee des Olympiſchen vaters konnte nicht durch Abſtraktion noch zuſammenſetzung gebildet werden; *erſcheinen* muſste ſie ihm — und ſie erſchien ihm, da er ſich's am wenigſten verſah — da er einſt, indem er über den markt gieng, einen Rhapſodiſten das erſte buch der Ilias ſingen hörte. Im vorübergehen trafen die drey berühmten und unüberſezlichen verſe, in welchen Zevs der flehenden Thetis die gewährung ihrer bitte mit einem winke der augenbrauen und des hauptes, der den

Olymp in seinen tiefen erzittern macht, bestätiget — Diese verse trafen auf sein ohr, oder vielmehr in sein innerstes, und siehe! auf einmal stund die himmlische erscheinung vor seinem geist — und man schliesse auf die vollkommenheit dieser Idee von der würkung die sie, nach allem was sie durch ihre einsenkung in die materie verliehren musste, selbst in dem unvollkommnen nachbilde noch immer auf alle anschauenden machte!

Der grosse Erz-Kritikus, *Iulius Cäsar Scaliger* ist mir nirgends kleiner, und in seiner windigten aufgeblasenheit verächtlicher, als wenn er diese anekdote (*) lächerlich findet. „Entweder Phidias „hat *uns*, oder die herren die es von ihm erzählen, „ha-

(*) *Sie gründet sich zwar nur auf die erzählung des Strabo, des Valerius Maximus und des Makrobius — aber, wenn sie auch schlechtere gewährsmänner hätte, so ist, däucht mich, der innere charakter indelebilis der wahrheit in ihr, der diejenigen welche augen zu sehen haben stärker überzeugt als alles ansehen fremder zeugen.*

„haben *ihn* zum narren, ſagt er; ich dächte doch „Phidias hätte den Homer nicht dazu gebraucht, „um zu wiſſen daſs Iupiter augenbrauen und hârlo„ken kabe.“ — Was iſt einem menſchen zu antworten, der alles innern ſinnes für geiſt und leben ſo ganz ermangelt? — Von *dem* kann man wohl im eigentlichſten verſtande mit *Euripides* ſagen, *er verſtehe nichts von Götterſachen.* — Freylich hatten zehntauſend und zehntauſendmal zehntauſend leute dieſe nehmlichen verſe des Homers ſingen gehört ohne in die kraft derſelben einzugehen, und — einen Iupiter Olympius zu machen. Aber von allen dieſen Myriaden war auch keiner ein Phidias — und ein Phidias, der ſich gerade in dieſen eigenſten umſtänden, in dieſem drange der fêle, dieſer empfänglichkeit der Imagination befand, wie Er in dem augenblicke, da eine ſolche wunderkraft aus Homers Genie in den ſeinigen übergieng.

25.

Indeſſen kann ich doch zur ſteuer der wahrheit nicht umhin, zu erinnern, daſs die groſse würkung,

welche dieſes in der alten welt ſo berühmte bild auf alle, die es — mit menſchenaugen anſahen, machte, nicht ganz allein der vollkommenheit des geiſtigen urbildes, von welchem es abgeformt worden, beygemeſſen werden könne. Wenn die religion ſelbſt (wie Quintilian ſagt) durch die Majeſtät dieſes werkes gewann: ſo iſt nicht weniger zu glauben, daſs das religioſe gefühl, womit es von den meiſten angeſehen wurde, hinwieder dem werke vortheil gebracht, und einen *Nimbus von Göttlichkeit* darüber hergezogen habe, den es, wofern es noch izt ſtünde, für uns Unglaubige nicht haben würde. Es kommt ſoviel darauf an, in was für einer ſtimmung der Imagination man ein ding anſieht! — Auch die Koloſſaliſche Gröſse dieſes Iupiters, und *daß* (wenn es erlaubt iſt den ausdruck eines Sehers des Gottes der Götter hier anzuwenden) *ſein ſaum den ganzen tempel füllte* — trug unfehlbar nicht wenig bey, den anſchauenden dieſen ſchauervollen eindruk als wie von der unmittelbaren gegenwart des Gottes zu geben. Aber was dieſen eindruk nothwendig bis auf den höchſten grad der möglichkeit treiben

muſs-

mufste, war dies: dafs der Olympifche Iupiter nicht etwa, wie die gewöhnlichen bilder der Götter, *allein* daftund: fondern dafs er, wie mitten im Olympus, hoch auf feinem throne fitzend und umgeben von den übrigen himmlifchen Gottheiten (deren fubordination unter ihn durch ihre ftellung und verhältnismäfsige gröfse fichtbar wurde) dargeftellt war.

Auch fogar die trokne befchreibung die uns Paufanias (der kälteſte unter allen die jemals ihren mund aufgethan haben von kunftwerken zu fprechen) in feiner flachen reifebefchreibers manier davon hinterlaffen hat, ift hinlänglich, jedem lefer, deffen Imagination nicht eben fo froftig ift, einige ahnung von dem erftaunlichen effekte, zu geben, den das Ganze diefer gewaltigen kompofition auf den erften blik machen mufste. (*)

26. Doch

(*) *Die flache art, wie diefer äuſſerſt unpoetiſche menſch von allen herrlichkeiten des Olympiſchen tempels ſpricht, iſt darum kein beweis, daß er nicht davon gerührt worden. Im gegentheil, ich ſtelle mir ihn vor, wie er mit weit ofnen augen, ſeine ſchreibtafel in der hand, daſtund*

und

26.

Doch — ſo wenig ich auch vielleicht mit allem was ich bisher über die Ideale der Alten vorgebracht, geſagt haben mag — ſo viel ich ſelbſt noch darüber zu ſagen hätte, oder ein andrer, der des alterthums und ſeiner überbleibſel kundiger iſt und tiefer ſieht als ich, darüber ſagen könnte — es iſt zeit aufzuhören. Alles läuft am ende doch in dieſen dingen auf hypotheſe, und die beſondere art wie jeder ſie ſieht, faſst und zuſammenſtellt, hinaus. Drey oder vier ſtatuen von denen man gewiſs wüſste ſie ſeyen aus *der Epoche des Perikles*, — blos die

NEME-

and gaffte, und vor lauter erſtaunen nicht wußte wo er anfangen ſollte, und ſeinem leibe endlich keinen rath fand, als alles, ſtück für ſtück, in der nehmlichen verwirrung die in ſeiner ſele herrſchte, aufzuſchreiben. Was ihm am meiſten am ganzen werke gerührt zu haben ſcheint, war die koſtbarkeit der materialien, die verſchwendung von gold, elfenbein, ebenholz und edelſteinen, der ſchimmernde thron u. ſ. w.

NEMESIS des *Agorakritus*, (*) die SOSANDRA des *Kalamis* (**) und der AMOR und die VENUS des *Praxiteles*, mit einem einzigen von den vielen wunderwerken des *Phidias*, würden uns ganz andre auffchlüffe geben, als alles was man izt â priori, oder aus den noch vorhandnen alten kunftwerken, und aus dem was uns die autoren davon fagen, fchliefsen und vermuthen kann. — Meine abficht ift erreicht, wenn ich einige meiner lefer felbft über die fache zu denken veranlafst habe; und auch eine gründliche widerlegung derjenigen von meinen behauptungen, die ich felbft als problematifch anfehe, würde mir freude machen. Denn was für ein näheres intereffe haben wir, als unfrer unwiffenheit und irrthümer entbunden zu werden, und Götter und Menfchen in ihren werken zu fehen wie fie find?

(*) *Die gefchichte diefer Nemefis hat etwas merkwürdiges. Die Athenienfer wollten ein bild der Venus haben, um es in den fogenannten Gärten in einen tempel der Venus Urania aufzuftellen. Zwey Schüler des Phidias, Alkamenes und Agorakritus, wovon der lezte fein liebling war, arbeiteten*

in

in die wette um diesen preis; die Venus des Agorakritus verdiente ihn; aber die Athenienser, die einem Ausländer diese ehre nicht gönnten, erkannten ihn dem Alkamenes, ihrem mitbürger, zu. Agorakritus empfand diese ungerechtigkeit so hoch, daß er sogar nicht mehr leiden konnte, daß sein werk eine Venus heissen sollte. Er nannte sie also NEMESIS, *und verkaufte sie mit der ausdrüklichen bedingung, daß sie nie nach Athen gebracht werden sollte. Varro, der gewiss ein kenner war, hielt diese Nemesis für das vollkommenste werk der griechischen kunst. — Der umstand, daß Phidias die lezte hand an die Venus des Alkamenes gelegt habe, ist entweder ein versehen des Plinius oder seiner Kopisten; Es ist wider alle wahrscheinlichkeit. Wenn Phidias einem von beyden geholfen, so war's gewiß dem, der ihm am liebsten war.*

(**) *Zwey stellen des* LUCIAN *geben von dieser Sosandra eine ausserordentlich grosse meynung. Die eine (im 3ten der Dialog. Meretric.) wo die eyfersüchtige Philinna sich gegen ihre mutter über die aufführung ihres liebhabers beklagt, der in ihrer gegenwart und um sie zu ärgern die Thais wegen der zierlichkeit ihres tanzes, und ihres geschikten fusses, und ihrer schönen knöchel, und wegen tausend andrer schönheiten ganz ausschweiffend erhoben hatte, — „nicht anders*

„sagt

„(ſagt ſie) als ob die rede von der Soſandra des „Kalamis geweſen wäre, und nicht von dieſer „Thais, von der wir ja beyde wiſſen was an „ihr iſt, da wir mit ihr baden.“ —

Die andre ſtelle findet ſich in den BILDERN, *wo er nebſt etlichen andern ſtatuen eben dieſe Soſandra auswählt, um aus zuſammenſetzung deſſen was an jeder das ſchönſte war das bild ſeiner Panthea, oder der vollkommnen ſchönheit, zu entwerfen. Lucian nimmt von ihr den ausdruk von holder ſcham, das leiſe verborgene lächeln, und die anſtändigkeit und ungeſuchte zierde in dem wurf ihrer kleidung. (ſ.* WINKELMANN *Geſch. der Kunſt. S. 482. nach der Wiener Ausgabe.)*

V.

V.

WAS IST WAHRHEIT?

Diese frage ist dadurch, dafs sie schon so manchmal durch den mund eines PILATUS gieng, nicht desto schlechter worden. Wessen augen blinzen nicht wenn er mit dieser frage überrascht wird? Schon tausend und zehntausendmal entschieden, wird sie immer wieder *als ein räthsel* aufgeworfen werden, und in zehntausendmal tausend fällen ein *unauflösbares* bleiben.

Aber, so gewifs dies ist, wehe denen, die eine boshafte freude darinn finden, der schwäche unsers gesichts dadurch zu helfen, dafs sie uns vollends blind machen! Das wahreste von allem was jemals wahr genennt worden, ist dies: *daß*, mitten unter allem trug von erscheinungen, gespenstern und traumbildern, wovon wir umgeben sind, *jeder*

sterb-

ſterbliche gerade ſoviel wahrheit auffaſſen kann, als er zu ſeiner eignen nothdurft braucht.

Die wahrheit iſt, wie alles Gute, etwas *verhältnismäſsiges.* Es kann vieles für die menſchliche gattung wahr ſeyn, was es für höhere oder niedrigere weſen nicht iſt; und eben ſo kann etwas von dem einen menſchen mit innigſter überzeugung als wahr empfunden und erkannt werden, was ein andrer mit gleich ſtarker überzeugung für irthum und blendwerk hält.

Die übereinſtimmung eines gefühls oder einer vorſtellung mit den allgemein anerkannten grundwahrheiten der vernunft iſt eben ſo wenig als der zuſammenhang einer vorſtellung mit allen übrigen welche die gegenwärtige innere verfaſſung eines menſchen ausmachen, ein ſicheres merkmal der wahrheit. *Jene* läſst uns weiter nichts als die möglichkeit der ſache erkennen: und *dieſer* kann eben ſowohl bey der wahreſten vorſtellung fehlen, als bey der täuſchendeſten zugegen ſeyn. Begegnet nicht öfters was jedermann für unmöglich hielt?

Und wie oft betrügt die höchſte wahrſcheinlichkeit? Erweitert ſich nicht der kreis der möglichkeiten mit unſrer kenntnis der Natur und mit dem anwachs unſrer erfahrung? Daher, zum theil, die leichtgläubigkeit, die eine charakteriſtiſche eigenſchaft des hohen alters iſt, und, was ſeltſam ſcheinen mag, neben dem unglauben beſteht, der es nicht weniger iſt. Kinder ſind leichtgläubig aus unwiſſenheit deſſen was möglich oder unmöglich iſt; Alte ſind es, weil ſie ſo oft unglaubliche dinge begegnen geſehen haben, daſs ihnen nichts mehr unglaublich ſcheint. Jene glauben alles, weil ſie das miſstrauen noch nicht kennen: bey dieſen iſt miſstrauen eine der bittern früchte des lebens, und macht ſie eben ſo geneigt an allem zu zweifeln, als die erfahrenheit auf der andern ſeite, alles für möglich zu halten.

Die ſubtileſte und kaltblütigſte vernunft hat von jeher die ſubtilſten zweifler hervorgebracht. KARNEADES, PYRRHO, SEXTUS, LE VAYER, BAYLE, HUME, waren männer von groſser vernunft — und ich frage einen jeden, der ſich nicht

erſt

erſt ſeit ehegeſtern in der welt umgeſehen hat, was iſt es, als gerade die kaltblütige, ſpizfindige, immer zurükhaltende, immer argwöhniſche, immer vorausſehende, immer räſonnirende vernunft, was von jeher am geſchäftigſten geweſen iſt, glauben und liebe, die einzigen ſtützen unſers armen erdelebens, zu untergraben und umzuſtürzen? — Ich erkenne ſehr dankbar alles gute was der menſch dieſem innwohnenden ſtrale der Gottheit, dem wir den ſo ſehr gemiſsbrauchten namen Vernunft geben, ſchuldig iſt: ſie kann nichts dafür, daſs ſophiſten und wizlinge von jeher ihren natürlichen gebrauch in den unnatürlichen verwandelt haben; aber da der menſch nun einmal dieſen unglücklichen hang hat; wehe ihm, wenn ſeine vernunft die einzige führerin ſeines lebens iſt!

Man hat ſich ſchon ſo lange über die leute aufgehalten, die ein unerklärbares inneres licht zum leitſtern ihres glaubens und lebens machen. Man hat ſie in ſchimpf und ernſte beſtritten, zu boden geſpottet und zu boden räſonniert. Indeſſen haben doch unläugbar alle menſchen etwas das die

ſtelle eines ſolchen innern lichts vertritt, und das iſt — *das innige bewußtſeyn deſſen was wir fühlen.* Unter allen kennzeichen der wahrheit iſt dies unläugbar das ſicherſte; vorausgeſezt, daſs ein menſch überhaupt geſund und des unterſchieds ſeiner empfindungen und einbildungen ſich bewuſst iſt. Beweiſet einem menſchen, ſeine vernunft ſey eine zauberin die ihn alle augenblicke täuſche und irre führe — das wird ihn noch nicht verwirren: beweiſet ihm, daſs er ſeinen ſinnen, ſeinem innern gefühle nicht trauen dürfe — *das* verwirrt ihn! Und wenn es möglich wäre daſs euer beweis ſeine volle würkung auf dieſen menſchen thäte: ſo bliebe nichts übrig als ihn ſtehendes fuſses ins tollhaus zu führen. Zum glük iſt der glaube an ſein eignes gefühl gerade das was ſich der menſch am ſchwerſten und ſeltenſten nehmen läſst — und was ſich ſchwerlich irgend ein menſch, ſo ſchwach er ſey, in irgend einem falle nehmen läſst, wo er ſich innigſt bewuſst iſt daſs er gefühlt hat. Das einzige, wodurch er dahingebracht werden könnte an der wahrheit ſeines eignen gefühls, d. i. an ſich ſelbſt und ſeinem

eignen daſeyn zu zweifeln, wäre der fall worein (in einer der Arabiſchen erzählungen, die herr Galland le Dormeur eveillé betitelt) der Calife Harun Alraſchid den armen kaufmann Abou-Haſſan durch einen betrug, den dieſer unmöglich entdecken konnte, verſezte; der aber auch, unvermeidlicher weiſe, die folge hatte, daſs Abou-Haſſan darüber in raſerey verfiel, und nicht anders als durch entdeckung des betrugs wieder hergeſtellt werden konnte.

— Aber, ſagt man, wie häuffig ſind die fälle, wo ein menſch durch ſeine ſinne, durch ſein inneres gefühl betrogen wird? Wo er, ohne darum ganz wahnſinnig zu ſeyn, für empfindung hält was bloſse einbildung iſt? Wo er den gegenſtand durch das falſche medium der leidenſchaft oder des vorurtheils ſieht? u. ſ. w.

Unſtreitig ſind dieſe fälle häuffig. Und eben ſo häuffig begegnet es, daſs von *zweyen*, die einander durch ihr *gefühl* widerlegen, *beyde* betrogen werden; daſs, während der eine Iupiter iſt und die ſündige welt mit feuer zu zerſtören droht — der andre

uns dagegen seines gnädigen schutzes versichert, weil er Neptunus ist, der durch seine gewässer den brand gar leicht wieder löschen kann. — Aber alle diese fälle vermögen gleichwol nichts gegen die grundfeste des allgemeinen menschensinnes, und der glaube, den ein jeder an sein eigen gefühl hat, bleibt nichts desto minder in seiner vollen kraft. Ich kann von *der Natur*, von *unsichtbaren mächten*, kurz von *ursachen*, *die ich nicht kenne*, getäuschet werden: aber so lange ich mir bewust bin *daß* ich etwas gefühlt, beschaut, betastet habe — so *glaube ich meinem gefühl* mehr als einer ganzen welt die dagegen zeugte, und als allen philosophen die mir *à priori* beweisen wollten, dass ich träume oder rase.

Freylich ist es ein verdächtiges zeichen, wenn ein mensch in sachen des gefühls eine ganze welt, oder, was nicht viel besser ist, die vernünftigsten leute in der welt wider sich hat? Oder wenn er in sehr zusammengesezten und verwickelten dingen, in sachen die von scharfer zergliederung, und von combinierung einer menge von begriffen abhangen,

wel-

welche ſelbſt wieder reſultate von einer menge andrer ſind, — es iſt, ſage ich, verdächtig, wenn jemand in ſachen dieſer art dem weg der ſcharfen unterſuchung ausweicht, und immer nur auf SEIN *gefühl* oder UNSER *gefühl* provociert. Aber was wollen wir mit ihm anfangen, wenn er uns nicht zur unterſuchung ſtehen will? Und wenn wir ihn auch dazu nöthigen könnten: wer ſoll zwiſchen ſeiner empfindung und der unſrigen, oder zwiſchen unſrer vernunft und ſeinem gefühl oder glauben richter ſeyn? Wo iſt der *Areopagus*, wo ſind die *Amphiktyonen*, deren ausſpruch man in ſolchen fällen ſich unterwerfen *könnte*, *wollte*, *müßte*?

In metaphyſiſchen und äſthetiſchen dingen, d. i. in ſachen wo das meiſte auf Imagination und ſinnesart ankömmt, wäre das billigſte, einen jeden im beſiz und genuſs deſſen was er für wahrheit hält, ruhig und ungekränkt zu laſſen, ſo lange er andre in ruhe läſst. Wer hat ein recht in ſeines nachbars verzäunung einzudringen und den frieden ſeiner hausgötter zu ſtören? Mag doch ſeine *Meluſine* einen fiſchſchwanz unter ihrem rocke tragen; was

geht das andre an? Aber freylich, sobald der mann ins kreuz und die quêre auf allen landstrafsen herumreitet, und alle, die da ruhig ihres weges gehen, anhalten und mit eingelegter lanze zwingen will, zu bekennen, dafs *seine* Prinzefsin schöner ist als die ihrige, oder wohl gar dafs sie allein schön, und jedes andre gesicht ein mêrkatzengesicht ist — das ist etwas sehr unangenehmes für leute die keine lust haben sich zu balgen; und wiewohl die irrenden ritter, die solche thaten thun, in den augen kluger leute ihre entschuldigung unter dem hute tragen: so mögen sie sichs doch selbst zuschreiben, wenn sie dann und wann unter maulesseltreiber und preller fallen, die nicht so säuberlich mit ihnen fahren.

Die wahrheit (wenn wir noch einen augenblik mit dem gleichnifs spielen dürfen) flieht vor der keuchenden verfolgung ihrer feurigsten liebhaber um in die arme dessen zu lauffen der sie weder erwartete noch suchte. Der einfältigste menschensinn findet sie am ersten, und geniefst ihrer, wie der luft die er athmet, ohne daran zu denken. Der grübler,

der

der sie überall sucht, findet sie nirgends, just darum, weil er sich nicht einbilden kann dafs sie ihm so nahe sey. Und sobald ihrer zwey sich über ihren ausschliefsenden besiz in die hâre gerathen, so darf man sicher rechnen, dafs sie es ihnen macht, wie Angelika den beyden rittern im Arioſto: während dafs die tapfern männer sich bey den köpfen haben geht die Dame davon, und lacht über beyde.

Ist dies bild zu komisch? — Nun, so ist hier ein anders das eben so gut zur sache pafst. Die WAHRHEIT ist weder hier noch da — Sie ist, wie die Gottheit und das licht worinn sie wohnt, *allenthalben*; ihr *tempel ist die* NATUR, und wer nur *fühlen*, und seine gefühle zu *gedanken* erhöhen, und seine gedanken *in ein ganzes zusammenfassen* und *ertönen* lassen kann, ist ihr *Priester*, ihr *Zeuge*, ihr *Organ*. Keinem offenbart sie sich *ganz*; jeder sieht sie nur stükweise, nur von hinten, oder nur den saum ihres gewandes; aus einem andern punkte: in einem andern lichte; jeder vernimmt nur *einige* laute ihres göttermundes, keiner die *nehmlichen* —

Und was haben wir also zu thun?

Anſtatt mit einander zu hadern, wo die wahrheit ſey? wer ſie beſitze? wer ſie in ihrem ſchönſten lichte geſehen? die meiſten und deutlichſten laute von ihr vernommen habe? — laſset uns im frieden zuſammengehen, oder, wenn wir des Gehens genug haben, unter den nächſten baum hinſitzen, und einander offenherzig und unbefangen erzählen, was jeder von ihr geſehen und gehört hat, oder glaubt geſehen zu haben; und ja nicht böſe darüber werden, wenn ſichs von ungefehr entdekt daſs wir falſch geſehen oder gehört, oder gar (wie es brünſtigen liebhabern, die ihr zu nahe kommen wollen, öfters begegnet) *eine wolke für die Göttin* umarmt haben.

Vor allem aber, lieben brüder, hüten wir uns vor der thorheit, unſre meynungen für Axiome und unumſtöſsliche wahrheiten anzuſehen, und andern als ſolche vorzutragen. Es iſt ein widerlicher harter ton um den *ton der unfehlbarkeit*; aber es giebt einen der noch unausſtehlicher iſt — *der ton eines Energumenen*, der, auf dem heiligen dreyfuſse ſitzend, alle ſeine reden als Götterſprüche von ſich

giebt

giebt. — Beſcheidenheit kann uns vor dem einen und vor dem andern ſicher ſtellen.

Wenn ein mann auch ſo alt wäre wie Neſtor, und ſo weiſe wie ſiebenmal Sieben Weiſe zuſammengenommen, ſo müſst' er doch — eben darum weil er ſo alt und ſo weiſe wäre — einſehen gelernt haben: daſs man immer weniger von den dingen begreift je mehr man davon weiſs; daſs, gegen *Eine lichte ſtelle* die wir in *der unermeſslichen nacht der Natur* erblicken, zehentauſend in *dämmerung*, und zehnmal zehntauſend im *dunkeln* vor uns liegen; und daſs, wenn wir auch von dieſem erdklümpchen, das wie ein ungeheures weltall vor uns liegt, uns bis zur ſonne aufſchwingen, und in ihrem lichte dies ganze Planetenſyſtem mit allem ſeinem inhalt und zubehör ſo deutlich überſehen könnten, wie ein mann von der ſpitze einer terraſſe ſeinen garten überſieht — dies nehmliche *Planetenſyſtem* nun abermal nichts mehr für uns wäre als — *eine lichte ſtelle in der unermeſslichen nacht der Natur*. Und wenn dann der weiſe mann in einer ſo langen

lehr-

lehrzeit auch noch gelernt hätte, dafs eben diefe unermefslichkeit und unbegreiflichkeit, die für uns erdebewohner eine eigenfchaft der ganzen Natur ift, fich auch in jedem einzelnen ftäubchen befindet; dafs in jedem einzelnen punkte der Natur ftralen aus allen übrigen zufammenlauffen — und wie unbegreiflich alle diefe ftralen, beziehungen, aus- und einflüffe aller dinge auf jedes und jeden dinges auf alle, einander durchfchneiden und durchkreuzen— und wie unmöglich es alfo ift, nur eine einzige erfcheinung, eine einzige bewegung oder würkung eines einzigen theilchens der Natur recht zu erkennen, ohne zugleich die ganze Natur eben fo zu durchfchauen wie der in dem fie lebt und webt und ift: — Beym Himmel! ich denke das müfste den weifen mann befcheiden gemacht haben; und es follte mich nicht wundern, wenn er alle feine urtheile und meynungen in einem tone vorbrächte, den ein mann wie ELIHU, (*) *der Sohn Barachiel*

(*) *Das ift der junge mann im buche Hiob, der, nachdem er deffen ältern freunden lange ftillfchwei-*

chiel von Bus, des geſchlechts Ram, mit allem unwillen eines ehrlichen überzeugten Dogmatikers, für bâren Skeptizismus halten müſste.

Ein anders iſt, wenn *ein* ESEL, dem der Herr den mund aufthut, mit zuverſichtlichkeit ſpricht; dafür iſt aller reſpekt zu tragen! denn es iſt nicht der Eſel, ſondern ein Gott (dem es gleichviel gelten kann durch welches Organ er ſich hörbar macht) der durch den Eſel ſpricht. Einem Menſchen aber — es ſey dann er führe den beweis daſs er ſich im falle des beſagten Eſels befinde — ziemt es, ungeachtet des aufgerichteten angeſichts und des bliksgen himmel der ihm gegeben iſt, von zeit zu zeit auf ſeine füſse zu ſehen, und beſcheiden zu ſeyn!

VI. *PHI-*

ſchweigend zugehört hatte, und es nicht mehr länger ausſtehen konnte, ſie ſo mächtig deraiſonnieren und zulezt doch vor Hiob verſtummen zu ſehen, endlich im unmuth ſeiner ſelen ausbricht, ſich der guten ſache Gottes anzunehmen, und im eingang ſeiner rede ſagt: denn ich bin der rede ſo voll, daſs mich der odem in meinem bauch ängſtet; ſiehe, mein bauch iſt wie der moſt der zugeſtopft iſt, der die neuen fäſſer zerreiſst — u. ſ. w.

VI.

PHILOSOPHIE

DIE KUNST ZU LEBEN UND DIE HEILKUNST DER SEELE.

Die menſchen haben gelebt, und vielleicht jahrtauſende gelebt, eh einer von ihnen auf den gedanken kam, daſs leben — eine *Kunſt* ſeyn könnte; und, nach aller wahrſcheinlichkeit, iſt jede andre kunſt, von den künſten Tubalkains an bis zur kunſt fliegen zu fangen (von welcher SCHACH BAHAM, ein *Peritus in arte*, verſichert, daſs es keine ſo leichte ſache ſey als viele leute ſich einbilden) ſchon längſt erfunden geweſen: als endlich die ſcharfſinnigen *Griechen*, mit andern ſchönen wiſſenſchaften und künſten, auch dieſe berühmte *kunſt zu leben*, PHILOSOPHIE genannt, wo nicht gänzlich erfunden, doch zuerſt in kunſtform gebracht, und auf den

höch-

höchſten grad der verfeinerung deſſen ſie fähig iſt getrieben haben.

Bey weitem der gröſste theil der menſchenkinder lieſs ſich nie etwas von einer ſolchen kunſt träumen. Die leute lebten ohne zu wiſſen, wie ſie es damit machten; ungefähr wie *Herr Jourdain* (*) ſein lebenlang proſe geſprochen hatte, oder wie wir alle athemholen, verdauen, uns auf mancherley art bewegen, wachſen und gedeyhen, ohne daſs unter tauſenden nur einer weiſs oder zu wiſſen verlangt, nach was für mechaniſchen geſetzen und durch welche verbindung von urſachen das alles geſchehe. Und in dieſem dicken nebel der unwiſſenheit leben bis auf dieſe ſtunde nicht nur alle die unzähligen völker in Aſia, Africa, America und den inſeln des Südmêrs, weiſse und olivenfarbe, ſchwarzgelbe und pechſchwarze, bärtige und unbärtige, beſchnittne und unbeſchnittne, tättoyierte und nicht tättoyierte, mit und ohne ringen durch die naſe, von den rieſen in Patagonien bis zu den gezwergen an der Hudſonsbay, &c. — ſondern auch ſelbſt

von

(*) ſ. MOLIER'S *Bourgeois Gentilhomme*.

von dem gröſsten theile der einwohner unſers aufgeklärten Europa's läſst ſich mit gutem fuge behaupten, daſs ſie von beſagter kunſt zu leben eben ſo wenig wiſſen, und ſich eben ſo wenig darum bekümmern, als das leichtſinnige völkchen in *Otahity*, oder als die halberſtarrten bewohner des *Feuerlandes*, die kaum etwas mehr als wandelnde bildſäulen ſind.

Das wunderbarſte bey der ſache iſt, daſs alle dieſe menſchen, (die, nach einer ſehr billigen berechnung, ungefehr das ganze menſchliche geſchlecht, weniger ein *minimum*, ausmachen) gleich ihren voreltern bis auf *Adam und Eva* -- die von wohlbeſagter ſchönen kunſt auch nichts wuſsten — dem ungeachtet ſo herzhaft drauflos leben, als ob ſie die gröſsten meiſter darin wären; ja, daſs der gröſste theil dieſer pfuſcher ſich ſowohl dabey befindet, daſs, in abſicht der ſämtlichen weſentlichſten und wichtigſten verrichtungen des menſchlichen lebens, nicht leicht einer von den auf - und abgedrungenen meiſtern und profeſſorn der kunſt ſich neben ihnen ſehen laſſen darf.

Cicero ſagt irgendwo: „*die Natur ſey die beſte führerin des lebens*, welches vermuthlich ſoviel ſagen ſoll, ſie zeige uns am beſten wie wir uns durch dies erdenleben durchhelfen können: — ingleichem: *man könne gar nicht fehlen, wenn man ſich von ihr führen laſſe.*“ — Darauf müſſen ſich nun wohl von jeher die menſchen verlaſſen haben. Eben dieſe Natur (dachten ſie) die uns athmen, eſſen und trinken, hände und füſse brauchen lehrt, u. ſ. w. lehrt uns auch unſre ſinne, unſer gedächtnis, unſern verſtand, alle unſre übrigen kräfte brauchen; lehrt uns auch was ſich für uns ſchikt oder nicht. Es bedarf nur ſo vieler aufmerkſamkeit, als uns jeder gegenſtand ſelber abnöthigt: ſo ſehen oder fühlen wir, ob er freund oder feind iſt. Unſre naſe und unſre zunge lehren uns, ohne allen andern unterricht, welche früchte, kräuter, wurzeln u. ſ. w. gut zu eſſen ſind; im nothfalle lehrt es uns auch wohl der hunger ohne viel umſtände. Für alle unſre dringenden bedürfniſſe hat die Natur geſorgt. Entweder iſt die *ſache* die wir brauchen ſchon da — ſo haben wir, was vonnöthen iſt ſie zu ergreiffen und zu genieſsen; oder

wenigſtens ſind die *materialien* dazu da — ſo haben wir gerade ſoviel verſtand, und kraft, und natürliches geſchicke in unſern gliedmâſsen, um ſie zu unſerm brauch und zweke zu formen. Was dann aufs erſtemal nicht geht, geht beym zehnten oder zwanzigſten; und reichen zwey arme nicht, ſo werdens vier, ſechs oder achte zu ſtande bringen. Jeder neue verſuch ſezt etwas zu unſerm begriff von der ſache und zu unſrer geſchiklichkeit zu; wir lernen durch irren und fehlen, und werden meiſter durch übung, ohne zu merken wie es zugegangen iſt. Und eben dieſe Natur, die uns *ſo* weit bringt, verbirgt immer vor uns, was zu weit von uns liegt als daſs wirs, da wo wir ſind, erreichen könnten; lehrt uns zufrieden ſeyn mit dem was wir haben, macht uns durch unwiſſenheit glüklich, und hat uns dieſe wohlthätige *trägheit*, worüber die weltverbeſſerer täglich ſoviel klagens erheben, (*) bloſs da-

(*) *Die weltverbeſſerer klagen über die trägheit der menſchen ungefehr aus eben dem grunde, warum die wucherer immer über nahrungsloſe zeiten klagen, und meiſtens, wenn die zeiten am*

dazu gegeben, damit wir nicht, vor ewiger unruhe unſern zuſtand zu beſſern, aus dem regen in die trauffe gerathen, und es uns nicht alle augenblicke ergehe wie jenem, der, um ſich beſſer zu befinden,

am beſten ſind. Es iſt natürlich, daß ein mann, der ſich bewußt iſt, daß er einen herrlichen entwurf zur verbeſſerung des zuſtandes eines ganzen volkes gemacht hat, ſeine Idee gerne realiſirt haben möchte: ſo wie einer, der ein ſchauſpiel gemacht hat, es gerne aufgeführt ſieht. Alle köpfe, meynt er, ſollten ſich alſo geſchwinde nach dem ſeinigen drehen, und alle arme nach ſeinem winke rudern. Thun ſie es nicht (wie dies dann gemeiniglich der fall iſt) ſo ſchmählt er auf die trägheit der menſchen; und das iſt ihm zu verzeyhen, weil er dabey verliehrt. Aber dieſe nemliche trägheit ſchüzt die leute vor der gefahr alle augenblicke das opfer eines projekts und einer angeblichen verbeſſerung unwiſſender Adepten zu werden; und dies, denke ich, iſt ihnen auch zu verzeyhen, weil ſie dabey gewinnen. Denn ſelten bezahlt das zehnte project, wenn es auch anſchlägt, den ſchaden von den neunen, die fehlgeſchlagen haben.

ſich zu todt arzneyte, und zur grabſchrift erhielt:

Per ſtar meglio, ſto qui.„ (*)

SO lehrt die Natur alle menſchen leben, die der guten mutter nicht aus der lehre und zucht gelaufen ſind, und in allen dem iſt, wie ihr ſeht, *keine kunſt. Es iſt die leibhafte Natur ſelbſt.* Das berühmte QVAM MVLTIS NON EGEO (**) jenes alten Weiſen iſt die angebohrne philoſophie aller Samojeden, Lappen, Esquimaux, u. ſ. w. in der es die Neu-Holländer, oder Neu-Walliſer (wie ſich die ehrlichen leute nach willkühr der *gebietenden herren mit den feuerröhren* nennen laſſen müſſen) am weiteſten gebracht zu haben ſcheinen. Man komme nicht und ſage: ein ſolches leben ſey *auſtern-leben.* Nennt es, wenn ihr wollt, *fortdaurende kindheit:* aber ehret die Natur, die dieſe ihre kinder auf dem *kürzeſten weg* zu jenem *glücklichleben* (beate vivere) führt, wohin wir aufgeklär-

(*) *Weil ich mich beſſer befinden wollte, befind' ich mich hier.*

(**) *Wie vieles bedarf ich nicht!*

klärten leute, vor lauter menge der wege die dahin führen, so selten oder gar nie gelangen können.

Der weise THEOPHRAST (nicht *Paracelsus*, sondern der schüler und thronfolger des göttlichen Aristoteles) lebte 90 jahre, und als er nun zu sterben kam, beklagte er sich über die Natur: „dass sie „dem menschen so wenig zeit zum leben gegeben „habe, und ein ehrlicher kerl gerade dann sterben „müsse, wenn er die kunst zu leben endlich in et„was ergriffen habe.„ — Wo hat ein *Neu-Holländer* jemals eine so unbillige beschwerde geführt? Wenn er hundert jahre alt geworden (das bey ihnen nichts seltnes ist) so hat er just *hundert jahre gelebt*, und steht von dem gastmale der Natur gesättigt auf — und wahrlich von einem gastmale, wo die Natur so schlecht zu essen giebt, dass der strengste kandidat der heiligsprechung ohne bedenken mithalten dürfte.

Aber — im vorbeygehen zu sagen — ich glaube nichts weniger, als dass THEOPHRAST die albernheit gesagt habe die man ihn sagen lässt. Die leute an sei-

nem bette verſtanden ihn nicht recht, und dann kam irgend ein ſchulmeiſter lange hinter drein, wollte ſinn draus machen, und machte daſs es eine Sottiſe wurde. Ich wollte wetten, Theophraſt meynte weder mehr noch weniger damit, als: er bedaure, daſs er vor ſechzig oder ſiebzig jahren nicht ſchon ſo klug geweſen ſey, zu ſehen, daſs er ſich die mühe erſparen könne das als kunſt und wiſſenſchaft zu ſtudiren, was ihn die Natur ohne ſtudium weit beſſer und ſichrer würde gelehrt haben, wenn er einfalt des ſinnes gehabt hätte auf ſie zu merken. — Nicht die unſchuldige Natur, ſondern ſeine eigne thorheit klagte er an, wie die meiſten es in ſeinem falle zu machen pflegen; wiewohl ſie es eben ſo mehr bleiben laſſen könnten: denn wozu hilft reue, wenn man keine zeit mehr hat beſſer zu machen?

Bey allem dem iſt meine meynung keinesweges, der wohlgedachten kunſt zu leben ihren werth, ſo-viel ſie deſſen haben mag, ſtreitig zu machen.

Es iſt irgendwo geſagt worden: „die *Kunſt* ſey im Grunde nichts anders als die *Natur* ſelbſt, die

durch

durch den menſchen, als ihr vollkommenſtes werkzeug, dasjenige, was ſie gleichſam nur flüchtig entworfen oder angefangen, *unter einem andern namen*, ausbilde und zur vollkommenheit bringe." *Wenn* die kunſt *das* iſt, und *ſofern* ſie das iſt, gebührt ihr alle hochachtung. Ja, auch alsdann, wenn ſie bloſs der geſchwächten oder verderbten natur zu hülfe kömmt, iſt ſie, wie die Arzneykunſt, zuweilen wohlthätig, obgleich eben ſo ungewiſs, und oft eben ſo unvermögend. Wo die natur nicht mehr zum leben hinreichend ſeyn will, muſs die kunſt freylich flicken und ſtützen, kleiſtern und quakſalben, ſo gut ſie kann. Oder, richtiger zu reden: auch auf dieſen fall hat die gute allgemeine mutter für ihr lieblingskind geſorgt; hat mittel in ihren vorrathshammern für jede wunde oder krankheit des äuſſern und inwendigen menſchen, ſo daſs der kunſt nichts übrig bleibt als zu beobachten und darzureichen. Je einfacher dann ihre mittel ſind, je weniger ſie daran künſtelt, deſto beſſer für den leidenden! Der erfolg aber muſs doch immer von der natur allein erwartet werden. Hat ſie noch kräfte genug ſich an der hand

der kunſt aufzurichten, gut: wo nicht, ſo bleibt auch dieſer nichts übrig, als den kranken ſterben zu laſſen, und den todten allenfalls — einzubalſamiren: lebenskraft kann ſie nicht geben wo keine iſt.

Es iſt ſchon lange, dafs man der Philoſophie, wegen dieſer ähnlichkeiten mit der arzneykunſt, den namen *der medicin für die ſéle* gegeben hat; und würklich ſcheint dieſe qualification geſchikter zu ſeyn ihr zutritt zu verſchaffen, als wenn ſie prätenſion macht uns nach den regeln ihrer kunſt leben zu lehren. Denn welcher menſch, der den freyen gebrauch ſeiner natürlichen kräfte hat, fühlt nicht dafs er ohne ſie leben kann? Sobald ſie ſich hingegen nur als *Arzt* anbietet, ſo wiſſen die geſunden, dafs ſie nichts mit ihr zu verkehren haben. Die Indianer in den Inſeln der Südſé kennen, wie es ſcheint, keine arzneyen; aber ſie wiſſen auch nichts von krankheiten. Kleine wunden oder unpäfslichkeiten heilen bey ihnen vonſelbſt, und an den tödlichen ſterben ſie — wie wir auch. Und weil ſie ſo glüklich ſind, von einer ſéle an und für ſich betrachtet

kei-

keinen begriff zu haben, sondern ein mensch für sie immer ein *ganzer* mensch ist: so wissen sie auch nichts von *besondern sêlenkrankheiten*; und wenn sie ja zuweilen einen anstoss dieser art bekämen, so ist die hunger-kur, wozu sie mehr als zuviel gelegenheit haben, ordentlicher weise das kräftigste heilmittel.

Ist es hingegen bey einem volke mit der Verfeinerung schon so weit gekommen, dass leib und sêle — anstatt dass sie beyde *Eine person* seyn sollten — als *zwey potentaten von verschiednem interesse* behandelt werden, wo (wie bey unartigen eheleuten) jedes *seine eigne wirthschaft* hat: was ist natürlicher als dass aus einer so heillosen ehe böse folgen entstehen müssen? Der mensch ist dann nicht mehr das edle geschöpf, an dem alles sinn und kraft und sêle, oder (so zu sagen) alles körperliche geistig und alles geistige körperlich ist: er ist ein unnatürlicher *Centaurartiger Zwitter von Thier und von Geist*, wo eines auf unkosten des andern lebt: das thier sich bedürfnisse, den geist leidenschaften, entwürfe und endzwecke macht, die der *Natur-*

menſch nicht kannte; jedes das andre nach vermögen drükt, zerrt, ängſtigt und erſchöpft, und endlich eine ungeheure menge leibes und ſêlenkrankheiten die früchte ſind dieſer ſcheidung deſſen was Gott zuſammengefügt hat. Da mag nun wohl, wenn das übel aufs höchſte geſtiegen iſt, jene Sêlen-arzneykunſt ihre hülfe zuweilen mit einiger würkung anbieten; und entweder *purgando*, *ſaignando et clyſterizando* dieſem oder jenem patienten einige *erleichterung* — oder, wenigſtens durch angenehme *Opiate*, etwas betrügliche *ruhe* verſchaffen. Aber man hat doch nie geſehen, daſs ſie fähig geweſen wäre, das übel aus dem grunde zu heilen; und man darf kühnlich behaupten: daſs ein volk, das einmal in die hände der beyden Heilgöttinnen gefallen, ſchon zum voraus unwiderbringlich verlohren iſt. Nicht eben, als ob man nothwendig von ihren arzneyen berſten müſste: ſondern, weil, ſobald man ſeine zuflucht zu ihnen nimmt, das übel ſchon zu weit gekommen iſt, um eine völlige wiederherſtellung zuzulaſſen.

Ich ſagte vorhin: Die philoſophie könne als Arzneykunſt für die ſêle um ſo eher ihren plaz behaupten, weil die geſunden dann wiſsten, daſs ſie nichts mit ihr zu ſchaffen hätten. Allein, wie alle künſte ſich gerne wichtiger machen als ſie ſind, ſo hat auch dieſe ein mittel gefunden, ſich aller welt als unentbehrlich aufzudringen. Sie geſteht nemlich (ſo, wie ihre ſchwſter, die leibliche arzneykunſt) keinem menſchen zu, daſs er geſund ſey. Ihren lehrſätzen und ihrem Ideal von geſundheit nach, iſt die ganze erde ein groſses Narren- und Siechenhaus, und nicht einer befiudet ſich wohl genug, um ihrer vorſchriften entbehren zu können. Zum glük iſt dies eine prätenſion die man ihnen nicht gelten läſst. Die Natur weiſs nichts von Idealen. So lange ein menſch ſich geſund *fühlt*, hat er auch recht ſich für geſund zu *halten*: und, ohne ſich zu bekümmern ob jemand was dagegen einzuwenden habe, lebt er geradezu als ein geſunder, und lieſst keinen buchſtaben von allen den gelehrten Diſſertationen, worin

ihm die herren beweiſen, daſs er unmöglich geſund ſeyn könne. Es giebt freylich fälle, wo ein kranker eben darum deſto gefährlicher krank iſt, weil er ſein übel nicht fühlt: aber dieſe fälle ſind höchſt ſelten, und können dem groſsen hauffen der ſich wohl befindenden an ihrem wohl hergebrachten rechte geſund zu ſeyn keinen abtrag thun.

VII.

ETWAS

VON DEN ÄLTESTEN

ZEITKÜRZUNGS-SPIELEN.

Die erfindung der *Würfel*, und eines andern bey den Griechen üblichen, ſpieles, welches mit unſerm *kegelſchieben* einige ähnlichkeit hat, wurde keinem geringern als dem erfinder aller künſte und wiſſenſchaften, dem THEUT oder HERMES (Merkur) *der Egypter* zugeſchrieben. Wir haben davon das zeugnis des PLATO, der in ſeinem *Phädrus* dem Sokrates eine unterredung zwiſchen dieſem *Theut* und dem Egyptiſchen könige *Thamus* in den mund legt, welche er, ohne ſeinen gewährsmann zu nennen, gehört zu haben vorgiebt. So wenig beweiskraft dieſe ſtelle hat, ſo beweiſst ſie doch,

daſs

dafs die erfindung dieſer ſpiele ſich in dem grauеſten alterthum verliert.

Ein anderes bey den Alten ſehr üibliches *Fingerſpiel*, welches die Franzoſen *la Mourre*, die Italiener *la Mora*, die Lateiner *digitis micare* nennen, und welches, aller vermuthung nach mit einer gewiſſen ſehr alten art *mit den fingern zu rechnen*, zuſammenhieng, ſoll die ſchöne HELENA, um ſich und den Trojaniſchen Damen während der langweiligen belagerung von Troja die zeit zu vertreiben, erfunden haben. Dieſe art zu rechnen, die, weil ſie die natürlichſte iſt, vermuthlich auch die älteſte war, wurde nach und nach immer weiter und endlich ſo weit getrieben, dafs man durch die verſchiedene articulirung und ſtellung der finger bis auf eine million zählen konnte. (*) Ich vermuthe alſo, dafs

(*) *Der berühmte* BEDA, VENERABILIS *zugenahmt, ein Brittiſcher Mönch, der im 7ten jahrhundert gelebt hat, und der gelehrteſte mann ſeiner ungelehrten zeit war, hat einen tractat über dieſe art zu rechnen geſchrieben, nach deſſen anweiſung ein gewiſſer* Johann Bogard

die

dafs das Feine dieſes ſpiels in der behendigkeit beſtanden habe, womit man mit den fiugern gewiſſe zahlen andeutete, die der andere eben ſo behende errathen muſste. Doch wird es auch auf eine art, welche keine kenntnis der fingerrechenkunſt voraus-ſezt, geſpielt: indem man blos ſo behende als möglich mehr oder weniger finger auf und zu klappt, und den andern *gerad oder ungerad*? rathen läſst. Von welcher dieſer ſpielarten die ſchöne tochter der LEDA erfinderin geweſen ſeyn mag, kann ich nicht ſagen; immer iſt gewiſs, daſs derjenige, der ihr dieſe erfindung zugeſchrieben, den Prinzen, Rittern und edelen Herren am hofe des alten Priamus wenige ehre dadurch angethan hat.

Auf der andern ſeite ſoll PALAMEDES, im lager der Griechen vor Troja, zur gemüthsergötzung der griechiſchen feldherren und officiers, denen die zehn-

die ſtimtlichen figuren derſelben von 1 bis 1000 000 in kupfer geſtochen i. J. 1544. zu Paris herausgegeben hat: aus welchem werke ſie ſeitdem in verſchiedene andre, die von den Geheimen künſten handeln, gekommen ſind.

zehnjährige belagerung dieſer ſtadt, wie es ſcheint; nicht weniger müſsige ſtunden lieſs als die blocade von Gibraltar den ſpaniſchen, die nehmlichen ſpiele erfunden, oder vielleicht nur eingeführt haben, welche Platon dem egyptiſchen Theut beylegt.

Herodot (den die treuherzige art, womit er ſeine mährchen, ſo wie er ſie gehört hatte, nacherzählt, in den augen verſchiedner hiſtoriſcher kunſtrichter nur deſto glaubwürdiger macht) ſchreibt die erfindung der meiſten ergötzungsſpiele, die bey den Griechen üblich waren, einem uralten Lydiſchen könige, nahmens ATYS zu, der, nach *Freret's* ausrechnung wenigſtens dritthalbhundert jahre vor dem Trojaniſchen kriege gelebt hat. Eine groſse hungersnöth hätte das reich dieſes fürſten aufs äuſſerſte gebracht. Die unmöglichkeit der gemeinen noth abzuhelfen, veranlaſste ihn endlich auf ein mittel zu denken, dem volke wenigſtens *das gefühl* ſeines elendes zu benehmen. Zu dieſem ende erfand er vermuthlich mit hülfe ſeiner miniſter, philoſophen und ſchönen geiſter) die beſagten ſpiele, als ein

zer-

zerſtreuungsmittel, das durch die leidenſchaften welche mit ins ſpiel gezogen werden, geſchikt ſchien, ihre aufmerkſamkeit von den gedanken an ihren zuſtand abzukehren. Das volk wurde in zwey klaſſen abgetheilt, welche tag um tag entweder zu eſſen bekamen oder ſpielten. Heute ſpielte die eine klaſſe während die andre geſpeiſst wurde; den folgenden tag wurde der tiſch für die geſtrigen ſpieler gedekt, und jene muſsten indeſſen ihrem magen mit würfeln oder ball ſchlagen die zeit vertreiben. Herr Freret, der dieſer anekdote in ſeiner abhandlung über die zeitrechnug des lydiſchen reiches erwähnung thut, meynt, es ſey nicht natürlich, eine hungersnoth für die mutter von ergözlichkeiten zu halten. Aber es iſt wenigſtens nicht unnatürlicher, als die dürftigkeit zur mutter der liebe zu machen, wie *Plato* in ſeinem gaſtmal thut. Und wer weiſs ob nicht wir ſelbſt die zeit noch erleben, wo irgend ein ſchlauer plusmacher auf den einfall kommt, diele alte erfindung des königs Atys von Lydien zur grundlage einer neuen Finanzſpekulation zu machen, welche die einkünfte ſeines herrn,

durch die blofse abfchaffung von 182 1/2 mahlzeiten des jahrs, um 3 bis 400 prozent — auf ein jahr wenigftens vermehren würde.

Wie dem auch feyn mag, foviel ergiebt fich aus HOMERS Odyffea: dafs das fpiel mit einer art von fteinernen kegeln, die man Πεσσος nannte, (das einzige, an deffen erfindung die Lydier keinen anfpruch machten) zu den zeiten des Trojanifchen krieges unter den Griechen fchon fo gewöhnlich war, dafs Minerva, wie fie in geftalt des königs Menthes Ulyffens palaft befucht, die Sponfierer der göttlichen Penelope vor der thüre über diefem fpiele antrift. *Athenäus* giebt uns in feinen *gelehrten tifchreden* eine fehr deutliche befchreibung, wie die befagten freyer dieſes fpiel gefpielt hätten; und führt zu feinem gewährsmann den Polyhiftor *Apion* von Alexandria an, der es von einem Ithazenfer nahmens *Kteſon* unmittelbar gehört zu haben verficherte. Es waren nehmlich hundert und acht edle herren, theils aus Ithaka, theils aus den nächft gelegnen Inſeln, welche auf die gemalin und die güter des Ulyffes anfpruch machten; und

eben

eben so viele Πεσσοι oder länglichte, unten viereckichte, und oben zugeründete steine brauchten sie zu diesem spiele. Die freyer stellten sich in zwey reyhen gegen einander über, 54 gegen 54, und eben so wurden auch ihre steine gesezt: so dafs zwischen den beyden schlachtordnungen ein lêrer plaz blieb, in dessen mitte ein besonderer stein gesezt wurde, der den nahmen PENELOPE bekam. Diese Penelope war nun das ziel, wornach die herren in einer bestimmten entfernung werfen mufsten; und die ordnung des werfens wurde durchs lôs entschieden. Der erste, welcher so geschikt oder so glüklich warf, sie zu treffen und von ihrer stelle wegzurücken, dessen stein wurde an ihren plaz gesezt, und er warf nun von diesem standpuncte zum zweytenmale nach seinem eigenen steine, der nun die *Penelope* vorstellte. (*) Traf er sie ohne einen

(*) *So verstehe ich wenigstens den text des Athenäus, und begreiffe nicht wie er anders verstanden werden könne; wiewohl herr* Iacob Daleschamp, *der lateinische übersetzer, mittel gefunden hat, aus der ganz klaren erzählung des*

texts

von den andern ſteinen zu berühren, ſo hatte er gewonnen, und hielt's für eine vorbedeutung, daſs er der glückliche ſey, der zulezt die braut heimführen werde; und je öfter einer in dieſem ſpiele obſiegt hatte, je höher ſtieg ſeine hofnung.

Dieſes ſpiel war alſo zugleich eine art von *Sortilegium* (*) und wurde, wie es ſcheint, bey den alten auch öfters zu dieſem ende gebraucht.

HOMER gedenkt auch noch andrer ſpiele, mit denen ſich die freyer der ſchönen Penelope die zeit kürzten: aber da ſie von der kriegeriſchen und gymnaſtiſchen art ſind, welche bey den Griechen (auſſer den lieblichen ſpielen der muſen und grazien, — geſang, tanz, muſik und theaterſpielen,) faſt

texts etwas zu machen das gar keinen ſinn hat. Ich weiß nichts zu ſeiner entſchuldigung zu ſagen, als daß dies ſo ziemlich gewöhnlich bey ihm iſt.

(*) *D. i. eine art von* anfrage bey dem ſchikſal *durch gewiſſe handlungen, deren erfolg für eine* antwort deſſelben *aufgenommen wurde.*

faſt alle andre ſpiele verdrängten: ſo gehören ſie nicht zu meinen dermaligen gegenſtande.

Die vorerwähnte ſage, die den *Palamedes* zum erfinder des beſchriebenen ſpieles mit den ſteinernen kegeln macht, hat durch einen lächerlichen irthum viele gelehrte veranlaſst, dieſen griechiſchen prinzen für den erfinder des *Schachſpiels* auszugeben. Denn es iſt nicht abzuſehen was dieſen irthum hätte veranlaſsen können, wenn er nicht daher entſtanden iſt, daſs irgend einer (z. E. der lateiniſche überſezer des *Aelians*) das griechiſche *Peſſoi* durch *Latrunculi* überſezt hat; und daſs unſre neuern lateiner das ſchachſpiel *ludum latrunculorum* zu nennen pflegen, wiewohl das *Soldatenſpiel* (welches bey den Römern dieſen nahmen führte) von dem ſpiele der Homeriſchen freyer eben ſo verſchieden iſt als vom ſchachſpiele, wie ich beſſer unten zeigen werde.

Das wahre ſchachſpiel iſt aus einer viel ſpätern zeit, und war in Europa bis auf die zeit der kreuzzüge unbekannt. Es iſt ein *morgenländiſches* ſpiel.

Die erſten abendländiſchen ſchriftſteller, welche deſſen erwähnt haben, ſind die verfaſſer *der Ritter-geſchichten* von der *tafelrunde;* und unter den Griechen iſt die berühmte prinzeſſin ANNA COMNENA die erſte, die davon, unter dem nahmen *Zatrikion*, als von einem ſpiele ſpricht, das von den Perſern zu den Griechen gebracht worden. Aber auch die Perſer geſtehen (*) daſs ſie nicht die erfinder deſſelben ſind, ſondern es erſt in den zeiten des groſsen KHOSRU, oder *Kosroes*, alſo gegen die mitte des ſechsten jahrhunderts, aus Indien erhalten haben. Ungefehr um eben dieſe zeit, nehmlich unter der regierung des WU-TI haben es auch die *Schineſer*, laut ihres eignen bekentniſſes, von den Indianern erhalten. Unter dieſen ſoll es, zu anfang des fünften jahrhunderts unſrer zeitrechnung, ein *Bramin*, nahmens NASSIR, *Dahers ſohn*, (**) erfunden haben: um einen damaligen jungen und mächtigen kö-

(*) *S.* Hyde *de Ludis orientalium und* Freret *de l'origine du jeu des Echecs, im vol. III. de l'Hiſtoire de l'Acad. des Inſcript. de 1731.*

(**) *Die Araber nennen ihn* Siſſa.

könig von Indien, nahmens *Behiib*, oder *Behram* — der in den ziemlich gewöhnlichen fehler der könige, von sich selbst zu grofs und von den menschen unter ihm zu gering zu denken, gefallen war — mit guter art von der wahrheit zu überzeugen: „dafs „ein Fürst *mat* werden mufs, sobald er von seinen „unterthanen verlassen wird, oder keine mehr hat.“ Hundert andre wakre leute, *Rajas* und *Braminen*, hatten dies dem jungen fürsten *gerade zu* gesagt, aber waren damit so übel angekommen, dafs viele von ihnen ihre freymüthigkeit mit dem leben hatten bezahlen müfsen. Die natürlichen folgen einer solchen art zu verfahren blieben nicht lange aus. Die unterdrükten völker gaben bereits durch gefährliche zeichen zu erkennen dafs ihre geduld erschöpft sey, und die zinsbarn fürsten kehrten schon anstalten vor, sich diesen umstand zu nutze zu machen — als Nassir, der sohn Dahers, auf den gedanken kam, seinem könige über die unglüklichen folgen, welche sein betragen nach sich ziehen würde, die augen zu öfnen. Nun hatten ihn aber die beyspiele seiner vorgänger belehrt, dafs seine lection auf kei-

ne andre weiſe von gutem erfolge ſeyn würde, als wenn der fürſt *ſich ſolche ſelbſt zu geben*, und nicht, ſie von einen andern zu empfangen, glauben würde. Er erfand alſo das königſpiel: wo der *ſchach* oder könig, wiewohl der wichtigſte unter allen ſteinen, zu deſſen beſchützung alle übrigen da ſind, doch weder zum angriff geſchikt iſt, noch ſich ſelbſt gegen ſeine feinde ſchützen kann, wenn ſeine unterthanen nicht das beſte dabey thun: und wo die gemeinen ſoldaten die wichtigſten dienſte thun, und eben deſswegen auch auf alle mögliche weiſe geſchont werden müſſen; weil der unzeitige verluſt eines einzigen genug iſt, den untergang des königs nach ſich zu ziehen oder zu beſchleunigen. Das neue ſpiel wurde bald überall bekannt. Der könig hörte davon ſprechen, und bekam luſt, es von dem erfinder ſelbſt zu lernen. Der Bramine wurde nach hofe berufen, und hatte, unter dem vorwande dem könige die regeln des ſpieles zu erklären, gelegenheit genug, ihm, auf eine feine und ſeine eitelkeit nicht beleidigende art, alle die groſsen wahrheiten beyzubringen, die er aus dem munde der hofmei-

sterlichen Rajas und Braminen nicht hatte annehmen wollen. Kurz, der fürst, dem es weder an verstande noch anlage zu edeln gesinnungen fehlte, machte die anwendung der spiellectionen des Braminen Nassir auf sich selbst, änderte sein betragen, gewann das herz seiner unterthanen wieder, und wandte dadurch alles unglück ab, das sich über ihm zusammengezogen hatte.

So erzählen die Arabischen autoren die geschichte der erfindung des schachspiels: und man muss gestehen, wenn es nur ein mährchen seyn sollte, so ists wenigstens gut erfunden: und die ganze beschaffenheit dieses edeln spieles stimmt aufs vollkommenste mit dem zweck überein, der dem erfinder beygelegt wird.

Vielleicht ist der leser auch neugierig zu sehen, wie der König von Indien den Braminen Sissa' oder Nassir für eine so schöne erfindung belohnte? — „Sohn Dahers, sagte *Behram* zu ihm, (*) ich erkenne, dass du ein mann bist, in welchem der

(*) *So erzählt* Hyde *aus dem munde eines ungenannten* Rabbinen.

geiſt der weisheit wohnt: begehre frey was ich dir geben ſoll, es ſey ſo tief oder ſo hoch du willſt; fodre bis zur hälfte meines reichs, es ſoll dir werden! — *Siſſa*, *der Weiſe*, beugte ſich mit ſeinem antliz zur erde, und antwortete dem könige: Mein herr könig, wenn ich guade funden habe vor deinen augen, ſo gewähre mich deſſen, was ich von dir bitten willen. Siehe, ich habe die tafel meines ſpiels, die hier vor dir liegt, in 64 felder abgetheilt. So befiehl nun deinen knechten, welche über deine getraide-häuſer geſezt ſind, daſs ſie auf das erſte feld legen Ein waizenkorn, auf das andre zwey, auf das dritte vier, auf das vierte acht, und ſo immer auf das nächſtfolgende noch einmal ſoviel als auf das vorgehende, bis zum lezten der 64 felder; und mein herr der könig laſſe dies meine belohnung ſeyn! — Wie der könig dies hörte, gerieth er in einen groſsen zorn, und verachtete den Braminen in ſeinem herzen, ſprechend: du haſt nicht gefodert wie ein weiſer mann, ſondern wie ein narr. Meynſt du etwa, daſs ich nicht macht genug habe, dir etwas groſses zu geben, daſs du etwas ſo ge-

rin-

ringes von mir verlangst? — Aber der Bramine blieb dabey, dafs ihm an der gebetnen belohnung vollkommen genüge: und fezte hinzu, wenn es Sr. Hoheit ja zu wenig dünke, so möchte er ihm doppelt soviel geben lassen. Der könig liefs also den oberaufseher über seine kornhäuser kommen, und befahl ihm, dem Braminen zu geben, was er begehrt hatte. Aber es zeigte sich bald, dafs der weise Sissa seinem herrn in dieser bitte abermals eine indirekte lection hatte beybringen wollen. Denn der oberaufseher über die kornhäuser kam in kurzem wieder zurük, und versicherte: er habe zwar die summe der waizenkörner, die der könig dem Braminen zu geben befohlen, auszurechnen angefangen; aber solche, eh er noch über die häfte der zahl 64 gekommen, so ungeheuer grofs gefunden, dafs es ihm unmöglich sey fortzurechnen. Alles was er davon sagen könne, sey: dafs alles korn im ganzen reiche nicht hinlänglich wäre nur die hälfte des getraides zu bezahlen, welches der Bramine, nach dem versprechen des königs zu fodern habe (*).

lezt

(*) *Man hat ausgerechnet, das die ganze summe*

nicht

Iezt gieng dem könig auf einmal ein licht auf; er merkte was ihm der sohn Dahers durch diese bitte zu verstehen gegeben hatte, liefs ihn zu sich holen, umarmte und küfste ihn, und sprach: nun sehe ich, dafs die weisheit Gottes in dir ists von stund an soll nach deinem munde mein volk regiert werden, und du sollst das brod an meinem tische essen! Und der weise Sissa (sezt der ungenannte hinzu) lebte mit dem könige, und war ihm wie sein freund und bruder alle tage seines lebens."

Ich finde nicht, wie dieses spiel in *Indien*, und von seinem erfinder genennt worden sey. Als es nach Persien kam, erhielt es daselbst den namen *Schatreng* oder *Schatrangschi*, das königsspiel; und diesen namen behielt es auch bey den *Arabern*, durch welche es vermuthlich in den mittlern zeiten zu

nicht weniger erfordern würde als 16384 städte in deren jeder 1024 kornhäuser, in jedem kornhause 174762 mäfs waizen, und in jedem mäfs 32768 körner wären; welches freylich mehr waizen wäre, als alle kornböden des ganzen erdbodens seit erschaffung der welt enthalten haben mögen.

zu den Spaniern gekommen, die es *Xatrang*, oder auch mit dem arabiſchen artikel *AlXadres* und *Axadres* nennen. Die Griechen, die es vermuthlich erſt von den Arabern, vielleicht in den zeiten der Kalifen zu Bagdad, kennen lernten, nannten es *Zatrikion*; die Franzoſen *le Jeu des Echecs*, die Deutſchen das *Schachſpiel* (jene von dem Arabiſchen *Schek* oder *Scheik*, dieſe von dem Perſiſchen *Schah* oder *Schach*) die neuern Lateiner *Ludum Scachorum*, und die Italiener *Scacchi*.

Es iſt unbegreiflich, wie ein ſo gelehrter mann als *Saumaiſe* war, ohne den ſchatten eines beweiſes aus griechiſchen ſchriftſtellern, die Griechen zu erfindern eines ſpieles machen konnte, in welchem alles morgenländiſch iſt. Denn ſein ganzer beweis iſt die ſeltſame frage: wer weiſs nicht, daſs man die erfindung dieſes ſpiels den Griechen ſchuldig ſey? Von ihnen, ſezt er eben ſo entſcheidend hinzu, kam es zu den Perſern. (*Exercit. in Solin.* p. 795.) Die Prinzeſsin *Anna Comnena*, die doch wohl beſſer wiſſen konnte, was an der ſache war, ſagt ge-

gerade das gegentheil. Denn da ſie, in der erzählung der verſchwörung der vier Gebrüder *Anemaden* und des ſchwachköpfigen Senators *Salomon* gegen den kayſer ALEXIUS ihren vater, den umſtand, welchem dieſer kayſer die entdeckung der verſchwörung und ſein leben zu danken hatte, erwähnt — nehmlich, daſs er gewohnt geweſen ſey, wenn er des nachts nicht ſchlafen konnte, mit einem ſeiner nächſten verwandten ſchach zu ſpielen — (welches ſie το Ζατριχιον παιζειν) nennt — ſezt ſie hinzu: „ein ſpiel, welches bey den Aſſyriern (denn ſo nannten die Griechen damals gewöhnlich die Araber, die im beſiz des alten Aſſyriſchen und Perſiſchen Reiches waren) erfunden worden, und von ihnen auf uns gekommen (*). Daſs dieſe Prinzeſsin von dem wahren erfinder nicht genauer unterrichtet war, benimmt ihrer glaubwürdigkeit in der hauptſache nichts: denn das bleibt immer gewiſs, daſs ſie es hätte wiſſen müſſen, wenn das ſpiel *Zatrikion* griechiſchen urſprungs geweſen wäre; und daſs ſie ſolchenfalls nicht daran gedacht hätte, es den Aſſyriern zuzuſchreiben.

Ob

(*) *Alexiad. L. XII. p. 360. edit. Poſſini.*

Ob der gute Bramine NASSIR die köhige durch fein königsſpiel viel weiſer und beſſer gemacht habe, wollen wir — nicht fragen: aber wenigſtens darin hat er ſeinen zwek erreicht, daſs es viele jahrhunderte lang ein lieblingsſpiel der morgenländiſchen Fürſten und Groſsen geweſen, und es vermuthlich noch auf dieſen tag iſt. Von dem Kalifen AL-AMIR, dem ſechſten unter den *Abbaſſiden*, erzählt der geſchichtſchreiber *Elmakin*, eine anekdote, die für einen ſehr heroiſchen beweis ſeiner paſſion für dieſes ſpiel gelten kann. Er ſpielte eben im innerſten ſeines palaſtes mit ſeinem liebling *Kuter* im ſchach, da einer von ſeinen Officieren ihn erinnerte, daſs es izt zeit wäre ſeine aufmerkſamkeit wichtigern angelegenheiten zu geben; denn die feinde, welche Bagdad ſchon ſeit geraumer zeit belagerten, wären im begriffe ſich von derſelben meiſter zu machen. „Gut, ich komme ja, ſagte der Kalif zu dem Officier, laſs mich nur erſt Kutern ſchachmat machen.“ — Man erzählt von unſerm groſsherzigen Churfürſten von Sachſen, Iohann Friedrich, einen ähnlichen zug, aber unter umſtänden, die ſeinem charakter mehr eh-

ehre machen. Als ihn Kayſer KARL V. nach der unglüklichen ſchlacht bey Mühlberg in ſeine gewalt bekommen, und, *der Grund-geſeze des Reichs und ſeiner Wahlcapitulation uneingedenk*, ihm durch ein aus ſpaniſchen und italieniſchen officieren beſtehendes kriegsgericht unter dem vorſitze des abſcheulichen *Duca d'Alva* den prozeſs machen lieſs: ſpielte der Churfürſt eben mit Herzog Ernſt von Braunſchweig, ſeinem freunde und mitgefangnen, im ſchach, da ihm *Karl* das von jenem ſinnloſen kriegsgerichte über ihn gefällte todesurtheil ankündigen lieſs. Der Churfürſt hielt einen augenblik inne, aber ohne den mindeſten anſchein von beſtürzung blicken zu laſſen; gab die antwort eines helden und eines guten vaters; hieſs darauf Herzog Ernſten, an dem der zug war, fort ziehen; ſpielte mit ſeiner gewöhnlichen aufmerkſamkeit heiter und kaltblütig fort; und freute ſich, da er Herzog Enſten matt gemacht, ſeines ſieges eben ſo herzlich, als ob gar nichts widriges vorgegangen wäre. (*)

Auch

(*) ROBERTSONS *Geſch. Karl V. Th. 3. S. 184.*

Dieſe

Auch der grofse Afiatifche eroberer, TIMUR, oder *Tamerlan*, war ein grofser liebhaber vom fchachfpiele. Er fpielte aber nur das grofse, das auf 132 feldern mit 32 figuren auf jeder feite gefpielt wird;

Diefe anekdote bringt mir eine andre ins gedächtnis, welche SENECA *von* Canus lulius, *erzählt, einem edeln Römer, welchen der blutdürftige Tollhäusler* Caligula, *ohne eine andre urfache als weil Canus noch eine altrömifche fele hatte, ermorden liefs. Caligula hatte es ihm zehen tage vorhergefagt, dafs fein nahme auf der todesliße ftehe, und war der mann, dem man fo was glauben konnte. Als nach zehen tagen der Hauptmann, der ihn nebft einigen andern zum tode führen follte, in fein haus kam, fand er ihn ganz ruhig beym* Soldatenfpiele. *Folge mir rief ihm der Hauptmann zu, und wies feine ordre.* Canus *ftcht auf, zählt feine ftcine, und — dafs du mir nicht, fagt er zu feinem kameraden, nach meinem tode fagft du habeft gewonnen! Hier, fpricht er darauf zum Hauptmann, fey du zeuge, dafs ich einen ftein mehr habe als er.* SENECA Epift. *XIV. Die anekdote ift eben fo herrlich, als die moralifche brühe abfcheulich ift, welche Seneca darüber giefst.*

wird; das gewöhnliche mit ſechzehn figuren war ihm zu klein. Die geſchichte nennt ſogar diejenigen mit denen ers gewöhnlich zu ſpielen pflegte; und unter dieſen auch den *Ala-eddin* oder *Aladdin*, der ſo geübt darin war, daſs er immer ohne ſich einen augenblik zu beſinnen zog, und doch immer allen andern überlegen war. TIMUR, der ſich auch im ſchachſpiel nicht gerne überwinden lieſs, war doch billig genug, dem Aladdin ſeine überlegenheit zu verzeyhen. Da ihm dieſer einſt in einem meiſterſpiele viel zu ſchaffen machte und zulezt doch den ſieg erhielt, rief Timur lachend aus: *Aladdin, du haſt gewonnen! du biſt unter den ſchachſpielern ſo einzig als Timur unter den königen.* Hingegen wird von dem berühmten *Sultan* MAHMUD, *Sebukteghins ſohn*, *Gahsni* genannt, erzählt: daſs er im ſchachſpiel eben ſo unerſchöpflich an kriegsliſten und eben ſo unüberwindlich geweſen, als in dem *ernſthaften* königsſpiele, welches er mit den morgenländiſchen fürſten ſeiner zeit ſpielte. Dies gab einem perſiſchen dichter, nahmens *Onſori*, anlaſs ihm in zwey verſen ein compliment zu machen, das

auf

auf einen grofsen könig unfrer zeit fehr anwendbar wäre:

Der könig Mahmud fpielt' im fchach mit tauſend königen,
Und jeden könig macht er auch auf andre weiſe mat.

Das fchachfpiel ift, feit den zeiten, da die abendländiſchen fürſten und ritter es von ihren unglüklichen zügen nach dem heiligen grabe mitgebracht, auch in Europa fehr lange das lieblingsfpiel der grofsen gewefen. Daher kam es, dafs man einem ſo königlichen fpiele durch die koſtbarkeit und künſtliche arbeit des fchachbrets und der figuren ehre anzuthun fuchte, und hierin mit den morgenländern gleichfam wetteiferte; wie davon in königlichen und fürſtlichen kunſt- und fchazkammern, ſo wie auch noch in manchen altedeln teutſchen familien, wo man die reliquien der vorfahren in gebührenden ehren hält, noch häufige beweiſe anzutreffen ſind. Im Orient wurde die pracht auch in dieſem ſtücke ſo weit getrieben, dafs, (nach dem geſchichtſchrei-

ber *Medſchdi*) der perſiſche könig KOSRU, *Perviz ſohn*, ein ſchachſpiel, wo die eine hälfte der figuren von Hyazinth und die andre von Smaragd war, und ein andrer perſiſcher monarch eines beſaſs, deſſen mindeſter ſtein 3000 *goldne Dinars* werth war.

Einer von den alten *Romanciers*, deren einbildungskraft immer noch über das was ſie vor augen hatten hinausgieng, giebt uns in einer erzählung von den abenteuern, welche den vier brüdern und königsſöhnen, *Gauvain* (oder Galwin) *Agravain*, *Gueret*, und *Galleret* auf ihrem zuge den verlohrnen *Lanzelot* zu ſuchen aufgeſtoſsen, eine beſchreibung eines ſchachbrets und einer art dieſes ſpiel zu ſpielen, die in einem romantiſchen gedichte keine ſchlechte figur machen würde. *Galleret*, der jüngſte und artigſte von dieſen brüdern, erblikt eines tages, indem er aus einem walde herausreitet, auf einem nicht weit entfernten hügel ein prächtiges ſchloſs; und indem er es mit verwunderung betrachtet, komt ein fräulein aus demſelben angeritten, die ihn ſehr höflich anredet, und ihn im nah-

men ihrer Dame, der gebieterin des befagten fchloſſes, einladet, bey ihr auszuruhen, und nach der tafel eine parthie fchach mit ihr zu fpielen. Denn, fezte fie hinzu, vermöge der guten erziehung, die ein ritter von euerm anfehen ohnezweifel erhalten hat, kann euch dies fpiel nicht unbekannt feyn. Galleret erwiedert mit aller *Courtoiſie* eines ritters von der tafelrunde: er fey zwar kein groſser meiſter in diefem fpiele; wiewohl ers öfters an könig ARTUS hofe fpielen gefehen habe, wo der könig, und die königin *Genievre*, und *Lanzelot*, und *Galwin*, und die übrigen ritter, in müſsigen ſtunden, ſich gewöhnlich mit demfelben zu ergötzen pflegten: indeſſen fey er auf allen fall bereit, dem fräulein zu folgen, wohin ſie ihn führen würde. Dieſe brachte ihn alſo nach dem fchloſſe, wo er von der Fee *Floribelle*, einer groſsen, fchönen und fehr muntern Dame, freundlichſt empfangen wurde. Nach der tafel führte ihn die Dame in einen prächtigen ſâl, wo er, wie ſie fagte, alles zu dem fchachfpiel, wozu ſie ihn eingeladen hatte, bereit finden würde Galleret machte ein pâr augen von der erſten gröſ-

ſe, wie er einen *Echiquier* vor ſich ſah, dergleichen er noch keinen in ſeinem leben geſehen hatte; denn der ganze ſâl ſtellte das ſchachbret vor. Er war mit groſsen quaderſteinen von ſchwarzem und weiſsem marmor gepflaſtert, welche die felder des ſchachbrets ausmachten; und die figuren, welche theils von elfenbeine, theils von ebenholze zu ſeyn ſchienen, waren alle in lebensgröſse, und auſserordentlich prächtig aufgeſchmükt (*). Ihre waffenrüſtungen waren von geſchmelztem golde, und, eben ſo wie ihre kleidung, mit perlen und edelgeſteinen von groſsem werthe reichlich beſezt. Vorzüglich ſchimmerten die beyden *könige* und ihre *königinnen* in einer ganz verblendenden herrlichkeit.

(*) Don Iuan di Auſtria (*Phillipp. IV. ſohn*) *ſoll einen ſchach-ſâl von der nemlichen einrichtung gehabt, und ſich zum ſpielen ſtatt der ſteine lebendiger hiezu abgerichteter perſonen bedient haben. War dies nachahmung des ſchachſpiels der Fee Floribelle? Es iſt kaum zu vermuthen, daſs* D. Iuan *dieſes Fabliau, welches* Sainte-Palaye *erſt kürzlich aus einer handſchrift ans licht gezogen, bekannt geweſen ſeyn ſollte.*

keit. Die *läufer*, die man damals *Alfins* oder *Bannerträger* nannte, ſtellten ſoldaten zu fuſs vor, aber vom kopf zu fuſs bewafnet, und trugen prächtige fahnen, von zwey verſchiedenen farben in der hand, in welche zwey verſchiedene deviſen mit gold und perlen geſtikt waren. Die *ſpringer* ſaſsen als ritter auf pferden von gediegenem golde, und man konnte nichts reichers ſehen, als ihre rüſtungen, waffen und pferdedecken. Die thürme wurden von golden elephanten getragen. Die ſimpeln pions oder bauern wurden endlich durch ſoldaten zu fuſs vorgeſtellt, die mit ſtreitäxten bewafnet waren, und ſo martialiſch ausſahen, als ob ſie das zeichen zum angriff kaum erwarten könnten. Aber das ſeltſamſte bey dem allen war, daſs der groſse zauberer, der werkmeiſter dieſes wundervollen Schachſpiels, eben ſo geſchikt wie HOMERS *Vulkan*, dieſen figuren die eigenſchaft gegeben hatte, ſich auf bloſſe berührung mit einem ſtäbchen, welches der ſpielende in der hand hatte, von ſelbſt nach deſſen befehle zu bewegen, und den plaz einzunehmen, den er ihnen anwies. Die Dame

des ſchloſſes unterrichtete den Ritter zu ſeinem groſſen erſtaunen von dieſer eben ſo bequemen als wunderbaren art Schach zu ſpielen; und trug ihm hierauf ein ſpiel an, mit der bedingung: daſs, wofern er obſiegen würde, er dieſen koſtbaren Eſchiquier zuſamt dem ſchloſſe und der Dame oben drein gewonnen haben; hingegen, wenn er das ſpiel verlöhre, auf lebenslang ihr ſklave ſeyn ſollte. Der junge Ritter erſchrak zwar ein wenig über dieſen antrag; doch ermannte er ſich ſogleich wieder, und erklärte ſich bereit, das abenteuer zu untergehen; voller hoffnung (wie die jugend übermüthig iſt und ſich immer mehr zutraut als ſie ſollte) daſs ihm der eſchiquier, das ſchloſs und die Dame nicht entgehen könnte. Das ſpiel fieng alſo an. Die Dame gab ihm ein weiſſes ſtäbchen, mit welchem er die figuren berührte, und ihnen befahl, wie ſie gehen ſollten: ein gleiches that die Dame mit einem ſchwarzen ſtäbchen. So wie die figuren berührt wurden, ſchienen ſie ſich zu beleben, hoben ihre ſtreitäxte, lanzen, fahnen, oder ſchwerdter, und bewegten ſich mit kriegeriſchen gebehrden an den an-

gewiesnen plaz, als ob sie auf ihre gegner losgiengen; trafen aber einander nicht eher, bis in dem augenblicke, da nach den gesetzen des spiels eine figur genommen werden mufste. Diese art zu spielen gefiel dem jungen Ritter sowohl, dafs er immer frischer auf seine gegnerin losgieng; aber nicht lange, so nahm das spiel eine wendung, die seiner geschiklichkeit nicht soviel ehre machte als seinem muthe. Kurz, er befand sich *matt* eh er's sich versah, und es blieb ihm also kein andrer ausweg übrig, als seine *revenge* von der Dame zu verlangen. Sie bewilligte ihm solche zwar, doch mit der erklärung: dafs sie nicht länger als bis zu sonnenuntergang, und also höchstens drey parthien würden spielen können; auch haben wir, sezte sie hinzu, hier noch ein andres gesez, und das ist: dafs wer eine parthie auf den vierten zug verliert, keine *revenge* fodern kann. Der junge *Galleret* liefs sich alles gefallen, spielte mit aller aufmerksamkeit deren er fähig war, gewann die parthie, verlohr aber die dritte, als die entscheidende, und mufste sich also gefallen lassen, entwafnet in ein gefängnis abgeführt

führt zu werden, wo er den troſt hatte eine menge andrer ritter anzutreffen, die ihre freyheit wie er verſpielt hatten; und wo er ſich ſo lange gedulden muſste, bis ſein bruder *Gallwin* ſo glüklich war die Dame durch den *Echec du berger* auf den vierten zug matt zu machen, und nach verſchiedenen andern abenteuern, ihn endlich in den beſiz der ſchönen Floribella und ihres ſchachſpiels zu ſetzen.

Wenn die *Ritterbücher* und *Fabliaux* des zwölften und dreyzehnten jahrhunderts hiſtoriſchen glauben in irgend einem punkte verdienen könnten, ſo wäre das alter des ſchachſpiels in Europa um viele jahrhunderte früher hinauszuſetzen, als ich es nach *Freret's* meynung angegeben habe. Aber die gröbſten verſtoſse wider die Chronologie, Geographie und Geſchichte ſind dieſen romandichtern ſo gewöhnlich: daſs es ihnen nicht mehr mühe gekoſtet hat, die ritter an königs *Artus* hofe ſchach ſpielen zu laſſen, als Babylon nach Egypten zu verſetzen, die Emirn der Araber in Admirale zu verwandeln, und Karl dem Groſsen eine kreuzfarth nach Paläſtina an-

zu-

zudichten. Dafs das fchachfpiel zu *ihren* zeiten an den höfen der grofsen herren in Frankreich gefpielt, und die gefchiklichkeit in demfelben für eine zuftändigkeit eines wohlerzogenen ritters angefehen wurde, war ihnen fchon genug, um fich verfichert zu halten, dafs es den rittern der tafelrunde, als den wahren und vollkommenften modellen aller ritterlichen eigenfchaften und tugenden, auch an *diefer* nicht habe fehlen können.

Einen ftärkern beweis gegen *Frerets* meynung würde *das fchachfpiel mit großen elfenbeinernen figuren und arabifchen charakteren* abgeben, welches in dem fchatze *der Abtey St. Denys* gezeigt wird; wenn das vorgeben gegründet wäre, dafs es *Karl dem Großen* zugehört, der es aus dem Orient (vermuthlich unter den gefchenken des Kalifen *Harun Alrefchid*) erhalten habe. Allein die arabifchen charakteren geben diefer tradition um fo weniger gewicht, weil die figuren nicht morgenländifch, fondern nach europäifcher art gebildet find. Diefer lezte umftand, und der nahme des künftlers, *Joſeph Nicolas*, könte eher die vermuthung erwekken,

ken, dafs es das werk eines ſpätern *griechiſchen* meiſters geweſen. Wenn *Karl* das ſchachſpiel gekannt oder geliebt hätte, ſo würde ſich doch wohl im *Eginhard*, der ſo ſehr ins detail ſeines häuslichen lebens geht, eine ſpur davon finden.

Noch weniger aufmerkſamkeit verdient die anekdote, die in des berühmten *Guſtavus Selenus*, oder Herzogs *Auguſt von Lüneburg*, ausführlicher beſchreibung des ſchach-oder königsſpiels', pag. 14. aus zwey ungedrukten Bayeriſchen Chroniken angeführt iſt, „von dem ſohn eines Herzogs *Okar* in Bayern, der an dem hofe königs *Pipins* von Frankreich gelebt haben, und von dem ſohne des königs erſchlagen worden ſeyn ſoll, weil dieſer nicht habe leiden können, dafs ihm jener im ſchachſpiel immer überlegen geweſen." Eine andre handſchriftliche Chronik, auf welche ſich Herz. Auguſt beruft, erzählt die ſache folgendermaſsen: „die zwên „Fürſten, Herzog Albrecht und Herzog Okar, hat„ten nit mehr denn einen fun (haben ſie ihn mit einander gehabt?) „der ward erſchlagen in ſeinen „jun-

„jungen tagen mit einem ſchachzabelbret an könig „Pipinus hofe von Frankreich von einem andern „jungen Fürſten.“ Der ſohn des königs *Pipinus*, den der ſohn dieſer beyden angeblichen Herzoge von Bayern mit einem ſchachbret erſchlagen haben ſoll, müſste nur einer von den vielen natürlichen ſöhnen geweſen ſeyn, die ihm von einigen Genealogiſten zugeſchrieben werden, wiewohl die gleichzeitigen geſchichtſchreiber ihrer keine meldung thun. Denn von den drey ſöhnen, die er von ſeiner gemahlin *Bertha* hatte, wurde keiner mit einem ſchachzabelbret erſchlagen. Die beyden älteſten, *Karl* und *Karlmann*, regierten nach ihrem vater, und der jüngſte, *Pipin*, ſtarb, eh er wuſste was ſchachſpiel war, in ſeinem dritten jahre. Die erſte chronik ſpricht aber ſo, als ob Pipin nur Einen ſohn gehabt hätte: die andre hingegen ſagt gar nichts von einem ſohne deſſelben. Ueberdies kommen in der geſchichte dieſer zeit wohl ein pâr edle Bayriſche herren, nahmens *Adelbret* und *Ottker*, vor, welche mit dem Bayriſchen hauſe verwandt, aber darum weder Herzoge von Bayern *waren*, noch ſo *genennt* wurden. Die

ganze anekdote ſieht alſo einem mährchen ſehr ähnlich, und ſcheint für das alterthum des ſchachſpiels nicht viel mehr zu beweiſen, als die geſchichte der *vier Haymons kinder:* wo Kayſer Karls neffe Reinholden von Montauban, ebenfalls wegen eines überm ſchachſpiel entſtandenen haders, das ſchachzabelbret an den kopf wirft: dieſer aber den ſpaſs unrecht verſteht, und mit dem nehmlichen ſchachbret dem prinzen einen ſolchen ſchlag vor die ſtirne giebt, daſs er gählings todt zu boden fällt. Etwas iſt an dergleichen alten volksromanen und ſagen immer hiſtoriſch: aber da es ſelten möglich iſt, es von dem erdichteten zu unterſcheiden: ſo können die daraus hergenommene zeugniſſe in zweifelhaften hiſtoriſchen fällen von keinem gewichte ſeyn. Geſezt alſo, daſs eine würkliche begebenheit an könig Pipins hofe zu jener anekdote den anlaſs gegeben hätte: könnte das ſpiel, worüber die jungen fürſtenſöhne ſich entzweyten, nicht das alte römiſche *Soldatenſpiel* (ludus latrunculorum) geweſen ſeyn? — welches von den Römern zu den Galliern und von den Galliern zu den Franken übergegangen,

gen,

gen, bey dieſen aber nach und nach aus der gewohnheit gekommen, und endlich, da das ſchachſpiel den weg nach Europa gefunden, von dieſem nicht nur gänzlich verdrungen, ſondern auch in der folge von den unwiſſenden ſchriftſtellern dieſer zeiten mit demſelben verwechſelt worden?

Da beyde ſpiele, ſo weſentlich auch ihre verſchiedenheit iſt, doch in verſchiednen ſtücken, und hauptſächlich darin übereinkommen, daſs beyden der name von *kriegs*- oder *ſoldatenſpielen* ganz eigentlich zukommt: ſo war dieſe verwechslung bey Romanſchreibern, die wenig oder gar keine kenntnis des alterthums hatten, um ſo leichter möglich, als von jenem römiſchen ſpiele ſich immer noch einige erinnerung und tradition erhalten haben mochte. Aber wie beynahe alle neuern philologen ſich ſo feſt haben in den kopf ſetzen können, die dem *Palamades* (wiewohl ohne grund) zugeſchriebne πεττεια der Griechen (das oben beſchriebne kegelſpiel der Homeriſchen Freyer) und den *ludum latrunculorum* der Römer mit dem morgenländiſchen

ſchach-

ſchachſpiele zu vermengen: würde unbegreiflich ſeyn, wenn man nicht wüſste, daſs ein einziger mann wie *Saumaiſe* anſehen genug hatte, hundert andre auf ſein bloſſes wort irre zu führen.

Das wenige was man aus zuſammentragung und vergleichung aller ſtellen, worin in den alten römiſchen ſchriftſtellern des *Latronen*- oder *Latrunkeln-ſpiels* beyläufig erwähnung geſchieht, herausbringen kann, iſt zwar nicht hinreichend, uns einen kunſtmäſsigen begriff davon zu geben: aber doch mehr als vonnöthen iſt, um einen jeden, der bloſs ſehen will was da iſt, zu überzeugen, daſs zwiſchen dieſem römiſchen und dem Schachſpiel nicht mehr ähnlichkeit war, als zwiſchen dem Schach und dem Damenſpiel. Da ich einmal über dieſe materie gerathen bin, ſo werden diejenigen leſer, die für *Alles Menſchliche* — und alſo auch für die *Spiele der Menſchen* einige neugier haben, ſich vielleicht nicht verdrieſſen laſſen, bey dem ſpiele, das einſt ſo viel reiz für *die Herren der Welt* hatte, noch ein wenig zu verweilen.

Und

Und warum ſollten die ſpiele der menſchen der aufmerkſamkeit des Philoſophen unwürdig ſeyn? *Spielen* iſt die erſte und einzige beſchäftigung unſrer kindheit, und bleibt uns die angenehmſte unſer ganzes leben durch. *Arbeiten wie ein laſtvieh* iſt das traurige lôs der niedrigſten, unglüklichſten und — zahlreichſten klaſſe der ſterblichen; aber es iſt den abſichten und wünſchen der natur zuwider. Der menſch iſt nur dann an leib und ſêle geſund, friſch, munter und kräftig, fühlt ſich nur dann glüklich im genuſs ſeines daſeyns, wenn ihm alle ſeine verrichtungen, geiſtige und körperliche, zum *ſpiele* werden. Die ſchönſten künſte der Muſen ſind *ſpiele*, und ohne die keuſchen Grazien ſtellen auch die Götter (wie PINDAR ſingt) weder tänze noch feſte an. Nehmet vom leben weg, was erzwungner dienſt der eiſernen nothwendigkeit iſt, was iſt in allem übrigen nicht *ſpiel*? Die Künſtler ſpielen mit der Natur, die Dichter mit ihrer einbildungskraft, die Philoſophen mit Ideen und Hypotheſen, die Schönen mit unſern herzen, und die Könige leider! mit unſern köpfen. Wo iſt je ein feſt, ein tag öffentlicher

geſelliger freude, ohne ſpiele geweſen? Und wie oft iſt nicht (wie das ſprüchwort ſagt) aus ſpiel ernſt, und das, was ſchuldloſer ſcherz und *Nepenthe* der ſorgen des lebens ſeyn ſollte, zur quelle des bitterſten kummers geworden? Wie oft haben ganze völker ihre freyheit, ihren ruhm, ihr glük, im eigentlichen verſtande *verſpielt?* Blos in der *beſchaffenheit* der ſpiele und in der *art zu ſpielen* liegt der unterſchied, der ihren guten oder böſen einfluſs, ihre heilſamen oder verderblichen folgen beſtimmt: aber eben dies iſts, was ſie in der charakteriſtik der völker und zeiten bedeutend und merkwürdig macht.

Ein aufgeklärter geiſt verachtet nichts. Nichts was den menſchen angeht, nichts was ihn bezeichnet, nichts was die verborgenen federn und räder ſeines herzens aufdekt, iſt dem philoſophen unerheblich. Und wo iſt der menſch weniger auf ſeiner hut als wenn er ſpielt? Worinn ſpiegelt ſich der charakter einer nation aufrichtiger ab, als in ihren herrſchenden ergötzungen? Was *Plato* von der *Muſik* eines jeden volkes ſagte, gilt auch von ſeinen ſpie-

ſpielen; keine veränderung in dieſen (wie in jener) die nicht entweder die vorbereitung oder die folge einer veränderung in ſeinem ſittlichen oder politiſchen zuſtande wäre! — Ich würde es daher als eine ſelbſt des ſcharfſinnigſten menſchenforſchers keineswegs unwürdige beſchäftigung anſehen, wenn ein ſolcher ſich entſchlöſſe, die *geſchichte der ſpiele*, mit philoſophiſchem auge betrachtet, zum gegenſtande einer genauen und vollſtändigen unterſuchung zu machen. — Doch, wieder zu dem lieblings-ſpiele der Römer!

Zu PLAUTUS und ENNIUS zeiten — wo die römiſche ſprache von der ſprache des Auguſtiſchen jahrhunderts eben ſo verſchieden war als die teutſche unter *Friedrich II.* von der unter *Joſeph II.* verſchieden iſt — hieſs *Latro* ein ſoldat und *Fur* ein knecht. Schon in CICERO'S zeit hatten beyde wörter (vermuthlich aus ſchuld der ſoldaten und knechte) ihre erſte bedeutung im gemeinen leben verlohren, und jenes war in räuber, dieſes in ſpizbube ausgeartet. Aber als der *ludus latronum* oder *latrunculorum* bey den Römern aufkam, und

das gewöhnlichſte ſpiel wurde, womit ſich officiers und ſoldaten im lager die zeit vertrieben: ſtand das wort *latro* noch in gutem ruf; und das ſpiel behielt ſeinen alten namen, auch nachdem das wort ſeine alte würde überlebt hatte. Es wurde auf einer art von Dâmbret, welches beym Seneca tabula latruncularia heiſst, mit ſteinen (calculi) geſpielt, welche latrunculi oder ſoldätchen, genennt wurden. Der name, *ſoldatenſpiel*, unter welchem ich ſeiner ſchon einigemal erwähnt habe, iſt alſo eine wörtliche überſetzung ſeines römiſchen namens, und bezeichnet zugleich einen weſentlichen charakter des ſpieles ſelbſt. Denn es ſollte ſeiner natur und abſicht nach ein militariſches ſpiel ſeyn; und in der art, wie beyde ſpieler (denn es wurde unter zweyen geſpielt) nach den geſetzen deſſelben, ziehen und ſchlagen muſsten, bot es eine menge gelegenheiten dar, ſeinen gegner in die enge zu treiben, zu überliſten (*), zu überfallen, oder ſich ſelbſt aus

ei-

(*) *Inſidioſorum ſi ludis bella latronum*
Gemmeus iſte tibi miles et hoſtis erit.
Martial.

einer ſchlimmen lage herauszuziehen, einen begangnen fehler wieder gut, oder einen fehler des gegners ſich zu nutze zu machen u. ſ. w. Kurz, es kam dabey, wie im kriege, auf *angriff* und *vertheidigung* an; und war alſo inſoferne dem ſchachſpiel ähnlich: aber ſonſt ſowohl in der beſchaffenheit der ſteine, als in der art, wie es geſpielt wurde, von demſelben ganz verſchieden. Die ſteine waren zwar auch von zweyerley farbe, nemlich weiſs und ſchwarz, (und muſten es ſeyn, damit jeder von den ſpielenden die ſeinigen bequemer erkennen und überſehen konnte) aber ſie waren weder an figur noch gang von einander unterſchieden. Sie rükten in gerader linie vor, und es wurden immer zwey erfodert, um dem feind einen nehmen zu können (*). Daher muſste jeder vorrückende oder ſich zurükziehende ſtein von einem hinter ihm ſtehenden bedekt ſeyn (**). Die angeführten ſtellen

(*) *Cautaque non ſtulte latronum praelia ludat,*
Unus cum gemino diſcolor hoſte perit!
Ovid. Arte Amandi L. III.

(**) *Nec tuto fugiens incomitatus eat. id. Triſt. II. v. 480.*

ſind nicht hinlänglich, um daraus zu ſehen, unter welchen umſtänden ein ſtein genommen wurde oder ſich noch zurükziehen konnte: aber dies iſt gewiſs, daſs der erfolg des ganzen ſpiels darauf beruhte, dem feinde ſo viele ſteine zu nehmen als möglich, oder ſeine ſteine ſo einzuſchlieſsen, daſs er nicht mehr ziehen konnte, welches ſie anbinden (alligare) nannten (*); daſs hingegen wieder allerley mittel waren, einen angebundnen ſtein wieder in freyheit zu ſetzen; und daſs in der bemühung dieſes auf der einen ſeite zu bewürken und auf der andern ſeite zu verhindern, die hauptſächlichſte feinheit des ſpieles lag. Auf dies deutet die ſtelle im *Seneca* (*Ep.* 117.) wo er ſagt: „Wem „in dem augenblik da er einem latrunkelnſpiel zu„ſieht, angeſagt wird, ſein haus brenne: der hält „ſich nicht auf vorher das ſpiel zu überſehen, und „bekümmert ſich nun wenig mehr darum, wie der „angebundne ſtein ſich wieder herauswickeln wer„de.“ Die oben ſchon aus dem Seneca angezogne ſtelle (*de Tranquil. An.* c. XIV.) beweist, daſs

wer

(*) *Ut niveus nigros, nunc ut niger alliget albos.*
Ecloga ad Piſonem in Catalectis Vet. Poetar.

wer einen ſtein *mehr* hatte als ſein gegner, ſich ſchon gröſsere hoffnung machen konnte die parthie zu gewinnen. Aus einer andern ſtelle in des *Vopiſcus* nachrichten vom leben des galliſchen Gegenkayſers *Proculus* zeigt ſich, daſs der Sieger *Imperator* hieſs; und daſs alſo, wie es im ſchachſpiele darauf ankommt, wer den andern mat macht: es in dieſem darauf an kam, wer von beyden Imperator würde, *quis Imperator exiret? Proculus*, der ſich durch einen unternehmenden geiſt, und eine körperliche ſtärke von der ſeltenſten art, von einem gebohrnen räuber (denn ſeine vorfahren hatten dies handwerk ſchon von langem her getrieben) zum anführer einiger römiſchen legionen in Gallien in den verworrnen zeiten des kayſers Aurelianus geſchwungen hatte: wurde (wenn Vopiſcus und ſein gewährsmann *Oneſimus* glauben verdienen) von den Lugdunenſern bey einer ſolchen gelegenheit zum kayſer ausgerufen. Er ſpielte nemlich bey einem groſsen gaſtmale *ad latrunculos*, und war bereits zehnmal hinter einander Imperator in dieſem ſpiele worden: als einer von den gäſten den einfall hatte, ihn

deſswegen ſcherzweiſe mit einem *Ave Auguſte!* zu complimentiren. Um den ſpaſs rund zu machen, brachte der ſcherzhafte Gallier ein purpurkleid herbey, warf es dem ſieger um die ſchultern, und verehrte den neuen Auguſt mit der gewöhnlichen kniebeugung. Die Lugdunenſer, welche ſich zu dem damaligen kayſer *Probus* nicht viel gutes zu verſehen hatten, und vermuthlich mit dem gedanken, den Proculus ihm entgegenzuſtellen, ſchon länger umgegangen waren, *ergriffen das Omen.* Der ſpaſs wurde ernſt, und Proculus wurde, wiewohl nicht auf lange zeit, zum römiſchen Imperator ausgerufen — weil er zehnmal Imperator im ſoldatenſpiele worden war.

Aus allen den ſtellen, wo dieſes ſpieles in den alten römiſchen ſchriftſtellern gedacht wird und wovon wir die meiſten angeführt haben, iſt erſichtlich, daſs es, zu *Auguſts* zeiten, eines der gewöhnlichſten und beliebteſten ſpiele in Rom war. Ovid in ſeiner leichtfertigen *Arte amandi* macht es ſeinen ſchülerinnen zur pflicht, nicht unerfahren darin zu ſeyn. Hingegen empfiehlt er auch dem liebhaber,

der auf eine Dame abſichten hat, ſeine geſchiklichkeit nicht zur unzeit zu zeigen, und die Dame mit guter art gewinnen zu laſſen.

Sive latrocinii ſub imagine calculus ibit,
Fac pereat vitreus miles ab hoſte tuus.
L. II. 306.

Aus einer andern ſtelle in der Elegie, die das zweyte buch ſeiner *Triſtium* ausmacht, erhellt, daſs damals auch ſchon ein buch vorhanden war, das die Theorie dieſes ſpiels abhandelte, und vorſchriften, es gut zu ſpielen, gab; und aus etlichen ſtellen des Seneca ſehen wir, daſs es zu ſeiner zeit leute gab, die ihr ganzes leben an der *tabula latruncularia* verſpielten (*)

Der gelehrte *Hyde* ſchlieſst aus allem, was man von der beſchaffenheit dieſes alten ſpiels herausbringen kann, daſs es mit unſerm *Damenſpiel* einerley geweſen ſey; oder, daſs der unterſchied zwi-

 ſchen

(*) *Perſequi ſingulos longum eſt, quorum aut latrunculi, aut pila, aut excoquendi in ſole corporis cura, conſumpſere vitam.* Sen. de brev. vitae, c, XIII.

ſchen dieſem leztern und dem römiſchen ſoldaten-ſpiele wenigſtens nicht gröſser geweſen ſey als der unterſchied zwiſchen dem morgenländiſchen und europäiſchen ſchachſpiele. Wie es aber gekommen, daſs es aus einem ſoldatenſpiel ein Damenſpiel geworden, können wir nicht ſagen. Indeſſen ſcheint die erklärung, welche Hyde davon giebt, indem er dieſe leztere benennung von dem teutſchen worte *Damm*, oder *Dam* (wie die Engländer, Schweden und Dänen es ſchreiben) ableitet, der aufmerkſamkeit eines Etymologiſten nicht unwerth zu ſeyn. Die urſprüngliche bedeutung des wortes Damm verliehrt ſich zwar in dem früheſten alter unſrer ſprache; ſcheint aber doch, ſo wie das zeitwort *Dammen* oder *Dämmen* und das davon abſtammende *Dämpfen*, ſich auf etwas kriegeriſches bezogen zu haben. Denn vermuthlich iſt es mit dem griechiſchen wort *δαμειν* einerley urſprungs. Es iſt aber nicht wohl möglich etwas beſtimmtes hierüber zu ſagen, da die zeit, wann dieſes ſpiel unſern alten vorfahren bekannt worden, unbekannt iſt. Tacitus berichtet uns zwar, daſs ſie dem würfelſpielen mit einer ſolchen leidenſchaft

schaft ergeben gewesen, dass sie nicht nur oft hab und gut dabey verspielt, sondern, wenn sie alles verlohren, zulezt sogar das, was ihnen sonst so lieb als das leben war, ihre freyheit selbst, auf den lezten wurf gesezt; aber von dem Soldaten- oder Damspiel erwähnt er nichts; wie er, so bekannt als ihm ihre sitten waren, gewiss gethan hätte, wenn es ein gewöhnliches teutsches spiel gewesen wäre.

Das Damenspiel, das schon längst bey allen europäischen völkern üblich war, ist auch zu den Türken übergegangen, bey denen es *Atlanbaschi*, gewöhnlicher aber *Dama*, oder *Dama Ojuni* heisst. Die Griechen haben es nicht gekannt. Es war, allem vermuthen nach, eine erfindung der Römer, und wenigstens 800 jahre älter als das schachspiel, mit welchem es, so ganz ohne grund, von den meisten gelehrten, und noch neuerlich (nachdem Hyde die geschichte desselben schon so überzeugend ins klare gesezt hatte) von dem französischen herausgeber der *Alexias* der Cäsariissa, Anna Comnena, dem Jesuiten *Possin*, vermengt worden ist.

Na-

Natürlicher wenigſtens wäre es, zu glauben, daſs der erfinder des ſchachſpiels von dem römiſchen ſoldatenſpiele einige kenntnis gehabt, und ſolches durch die vorgenommenen veränderungen theils zu einer gröſsern vollkommenheit gebracht, theils der morgenländiſchen ſtâts - und kriegsverfaſſung, und ſeiner beſondern abſicht auf ſeinen könig, gemäſser eingerichtet habe.

VIII.

Na-

VIII.

ÜBER

DEN CHARAKTER DES

ERASMVS VON *ROTTERDAM.*

Ein gesez des *Solon* erklärte denjenigen Athenienſiſchen bürger für unehrlich und der landesverweiſung ſchuldig, der beym ausbruche innerlicher unruhen im ſtâte keine partey ergriff. Da der geiſt dieſes geſetzes vermuthlich kein anderer war, als alle bürger, (auch diejenigen, die ſonſt in ſolchen fällen bey der neutralität am beſten wegzukommen glauben) in die nothwendigkeit zu ſetzen, an wiederherſtellungen der öffentlichen ordnung und ruhe mit nachdruck arbeiten zu helfen: ſo ſcheint die billigkeit deſſelben auſſer aller einwendung zu ſeyn. Aber wenn man dieſes geſez auch auf den fall ſolcher öffentlicher unruhen und ſpaltungen anwendet, die

die durch verſchiedene meynung in *glaubensſachen* und *religioſen lehrpunkten* veranlaſst worden; und wenn man, unter dem vorwande, „daſs ein jeder redlicher in ſachen von ſolcher wichtigkeit eine partey ergreiffen müſſe“, keinem, der den frieden liebt, und überzeugt iſt daſs bey ſolchen gelegenheiten *in und auſſer Ilions mauern gleichviel geſündigt wird* (*) die neutralität zugeſtehen will: ſo zweifle ich ſehr, ob dies verfahren vor dem richterſtuhle der vernunft gerechtfertigt werden könne.

Einer der verdienſtvolleſten männer des ſechzehnten jahrhunderts, ERASMUS VON ROTTERDAM, befand ſich in dieſem falle, und befindet ſich gewiſſer mâſsen noch immer darin: da die beyden parteyen, die ſich durch ſein betragen in der reformations-händeln beynahe gleich beleidigt glauben, noch immer fortdauern, und, ſo lange ſie dauern, nothwendig auch von eben dem geiſte, der ſie damals beſeelte, getrieben werden, wie gut er auch zu zeiten ſeine wahre geſtalt zu verbergen wiſſen mag.

Ich

(*) *Iliacos intra Muros peccatur et extra.* HORAT.

Ich kann dem verlangen nicht wiederſtehen, etwas dazu beyzutragen, daſs dieſem vortreflichen manne mehr gerechtigkeit erwieſen werde, als gemeiniglich geſchieht, und als geſchehen kann, ſo lange er von beyden parteyen in einem zu ſtrengen lichte geſehen, und mit einem, meiner überzeugung nach, unrichtigen mâſse gemeſſen wird.

Ohnezweifel iſt es parteylichkeit für ſich ſelbſt, wenn beyde finden, daſs er zu viel für die gegenparthie, und zu wenig für die ihrige gethan habe; denn bloſs weil er gerecht *gegen beyde* ſeyn wollte, rechnet ihm keine das, was er würklich für ſie that, zum *verdienſte* an. Die *Römiſch-Katholiſchen* (ich rede von dem gröſsten theile) machen ihm alle die ruhmwürdigen bemühungen ſeiner jüngern jahre, — ſeine freymüthigkeit in aufdeckung der misbräuche und gebrechen des damaligen kirchenzuſtandes, ſeine mit dem gröſsten erfolge gewagten angriffe auf die barbarey der theologiſchen und philoſophiſchen ſchulen, und auf den aberglauben worin die mönche ſchändlichen gewinns halben das

chriſt-

christliche volk gefangen hielten, seine lachenden aber nur desto würksamern Satyren auf die unwissenheit, den weltsinn, die cynischen sitten und den hass gegen das licht der wissenschaften, womit die meisten Ordensgeistliche zum ärgernis aller ehrlichen leute angestekt waren *) — ich sage, *alles dies*, wofür ihm, als einem um sein zeitalter und um die menschheit verdienten manne, eine ewige ehrensäule unter den Edelsten und Besten gebührte, wird ihm — *weil die sache der Protestanten nothwendig dabey gewinnen müßte* — von den römischgesinnten Katholiken noch immer mehr zum *vorwurf* als zum verdienste angerechnet. Die *Protestanten*, auf der andern seite, bringen alles in anschlag, was er, wie sie glauben, für die gute sache hätte thun können und nicht gethan hat; und halten sich dadurch berechtigt, ihm wenig dank für alles gute zu wissen, was er am ende doch nicht um ihrentwillen that, wiewohl sie die grösten vortheile davon zogen; ja, was er, um der ihm missfälligen fol-

(*) *Und noch itzt angestekt sind, und es wahrlich, so lange ein Pardel seine flecken nicht wandelt, immer bleiben werden.*

folgen willen, gethan zu haben ſich zuweilen *reuen* lieſs. Beyde partheyen vereinigen ſich, ihm ſogar ſeine *tugenden*, — ſeine unpartheylichkeit, ſeine klugheit, ſeine begierde den frieden zu erhalten, und den ſchrecklichen übeln eines öffentlichen bruchs vorzubeugen, ſeine billigkeit und mäſsigung auch nachdem die ſachen endlich zu einer gewaltſamen Kriſis gekommen waren, ſeine unverlezt fortdaurende und unterhaltne freundſchaft mit den gelehrteſten und weiſeſten beyder hauptpartheyen, u. ſ. w. — *zu verbrechen zu machen.* Und was ſoll ich von denen ſagen, welche, ohne der partheylichkeit des groſsen haufens fähig zu ſeyn, den ERASMUS gleichwohl *tiefer als billig iſt* herabſetzen, weil ſie den contraſt, den ſein charakter und betragen mit demjenigen eines *Ulrich* VON HUTTEN, eines LUTHERS, eines ZWINGLI macht, lebhafter als andre fühlen, und darüber zu vergeſſen ſcheinen, daſs geiſter von ſo verſchiedner art einander gar nicht gegenüber geſtellt werden ſollten; indem es würklich nicht billig iſt, einen mann, deſſen vorzüge, verdienſte, und eigentlicher würkungskreis

von jener Helden-*Geiſter* ihrem ſo verſchieden war, ſo nahe zu ihnen zu ſtellen, daſs er durch ihren glanz nothwendig verdunkelt werden muſs; da er doch unter den geiſtern *ſeiner* klaſſe und in *ſeinem* würkungskreiſe, glanz, licht und wärme genug hatte, um einen platz unter den herrlichſten köpfen, und (wenn ich nicht ſehr irre) auch unter den beſten menſchen ſeiner zeit, und jeder andern zeit zu verdienen.

Man müſste zwar partheyiſcher für ERASMUS als für die *wahrheit* ſeyn, wenn man läugnen wollte, daſs er einen theil der vorwürfe, die ihm von LUTHERN und ſeinen übrigen freunden gemacht worden (die bitterkeit, womit ſie gemacht wurden, abgerechnet) ziemlich verdient habe; daſs er für ſeinen ruhm, und (was ihm noch näher anlag) für ſeine ſicherheit und ruhe, kurz, für ſein liebes *otium cum dignitate* (*muße* mit *anſehen*) vielleicht zuviel beſorgt geweſen, und alſo in den ſtürmiſchen zeiten der *Lutheriſchen Tragödie* (wie er die Reformation, ein wenig zu Lucianiſch, zu nennen pflegte) mehr temporiſiert habe, als ein mann zu thun fähig iſt,

dem

dem *wahrheit* und *recht*, dieſe groſe ſache der menſchheit, die zugleich hienieden ganz allein die SACHE GOTTES iſt, über alles gilt. Von dieſer ſeite betrachtet, muſs er freylich klein gegen einen HUTTEN ſcheinen, der ſein alles für ſie hingab. Aber, um gerecht zu ſeyn, müſſen wir auch bedenken, daſs weder überzeugung noch heldenthum dinge ſind, die nur bloſs von dem willen eines mannes abhangen.

ERASMUS begünſtigte und beförderte die gute ſache, *ſo weit ſeine überzeugung reichte*, ſo lang er ſie für *rein*, für ſache der menſchheit und ſache Gottes hielt: und zog ſeine hand erſt dann zurück, wie er zu ſehen glaubte, das Menſchliche gewinne zu ſehr die oberhand über das Göttliche; wie er ſah, daſs perſöhnliche leidenſchaften, Politik und Cameralabſichten der Groſsen u. ſ. w. ſich zu ſtark ins ſpiel miſchten, und daſs es durch die ungeſtüme hize womit man zu werke gieng, und die ſeiner natürlich ſanften gemüthsart ſo weſentlich zuwider war, zu einem bruche — deſſen verhütung ihm immer ſo ſehr am herzen lag — kommen müſſe.

Iſt es aber denn ſo ausgemacht, daſs ein rechtſchaffner mann in einem ſolchen turbulenten zuſtande der chriſtlichen republik nothwendig parthey nehmen müſse? Iſt es nicht genug, wenn er immer auf die ſeite ſich neigt, wo er die meiſte billigkeit, mäſsigung und lauterkeit ſieht? Iſt es nicht weisheit, ſich in einer freyen würkſamkeit zu erhalten, ſo lange man hoffen kann, (und wer kann gleich ſagen wie lange dies zu hoffen iſt?) daſs ruhe und ordnung, unter gemeinnüzlichen bedingungen, noch ohne bürgerkrieg und auflöſung aller bande des gemeinen weſens, wieder hergeſtellt werden könnten? Und iſt es nicht, aufs wenigſte, *erlaubte* klugheit und ſelbſterhaltung, zumal bey einem bloſsen reiſenden, der keinen verpflichtenden beruf weder zum ſteuerruder noch zur pumpe hat, ſich zurükzuziehen, wenn es ſo weit gekommen iſt, daſs wir zwar wohl mit zu grunde gehen können, aber das ſchiff zu erhalten keine hoffnung mehr haben?

Iedoch, wenn ſich auch ERASMUS von dem vorwurf einer zu groſsen ſorge für ſein liebes *Ich*

in diesen zeiten der heftigsten stürme, deren ausgang damals noch kein menschliches auge voraussehen konnte, nicht ganz rechtfertigen liesse: so verdient ein mann von solchen verdiensten — wenigstens mit nachsicht beurtheilt zu werden. Er war nicht zum Helden gebohren, nicht zum Helden *erzogen;* brachte seine jünglingsjahre nicht wie HUTTEN und SICKINGEN, in ritterlichen übungen und unterm geräusche der waffen im feldlager eines *Maxmilian* zu; hatte nicht das kochende blut und den feurigen geist eines HUTTEN: war nicht wie dieser, durch bosheit der menschen und unabläfsige streiche des widrigsten schicksals aufgereizt, erbittert, und zum verzweiflungs-spiel, alles gegen alles zu setzen, gebracht worden. Es ist nicht alles tugend, was an Hutten grofs scheint! nicht alles unedel und verachtenswerth, was an Erasmus klein ist, oder uns in vergleichung mit den *Heroen seiner zeit* klein vorkommen mufs.

Das goldne TU SI HIC ESSES ALITER SENTIAS! (*) legt uns als pflicht auf, uns so viel nur im-

(*) *Wärest du an meinem platze, dir würde ganz anders zu muthe seyn.*

immer möglich an den platz und in den ganzen zuſammenhang der perſon hineinzudenken und hineinzufühlen, über die wir urtheilen wollen. Und da, bey aller bemühung, die wir uns hiezu geben können, doch immer noch ſehr viel daran fehlen muſs, daſs wir alles ſo klar ſehen, ſo lebendig und gegenwärtig fühlen, wie dieſe perſon: was iſt billiger, als daſs wir unſerm *zwiſchenurtheil* ſoviel an gelindigkeit zulegen, als uns an information zum ausſpruch eines vollkommen gerechten *endurtheils* abgeht? Beydes ſind freylich unbeſtimmbare gröſſen; aber eben darum iſt *billige nachſicht gegen die menſchliche gebrechlichkeit die erſte tugend eines gerechten ſittenrichters.*

ERASMUS war, nach beſchreibung ſeines freundes, *Beatus Rhenanus*, von einer zarten und ſchwächlichen leibesbeſchaffenheit, ſo ſehr daſs die kleinſten veränderungen der witterung und diät empfindlich auf ihn würkten. Wieviel von dem, was an ſeinen talenten das glänzendſte, und an ſeiner gemüthsart das ſchwächſte war, hängt nur an dieſem einzigen umſtand ſeiner phyſiſchen anlage?

Sei-

Seine kindheit ſcheint unglüklich und gedrukt geweſen zu ſeyn; ſchon von ſeinem fünften jahre an würde er zur ſchule geſchikt und mit dem damaligen *Lyripipio* gequält. Wie er aber nachmals in der ſchule zu Deventer von einigen ältern mitſchülern einen vorgeſchmack der beſſern litteratur bekommen hatte, faſste er eine unglaubliche liebe zum ſtudieren; und dieſe wurde und blieb die herrſchende neigung ſeines ganzen lebens. *Horaz* und *Terenz* wurden, ſobald er ſie kennen lernte, ſeine lieblings-autoren; er durfte ſie nur an feyertagen verſtohlnerweiſe leſen, aber deſto lieber wurden ſie ihm: und da dieſe beyden (bald kam auch Lucian dazu, das *Triumvirat* voll zu machen) ſeinem geiſte die erſte bildung gaben; da das *vergnügen* ſo er aus ihnen ſchöpfte damals ſein einziges war (er las ſie ſo fleiſsig daſs er ſie endlich ganz auswendig wuſste, ſagt *Beatus*) — was wunder, daſs, bey einem ſubjekte von ſo zarten ſinnen, *die formen, ſo ſie ihm eindrukten, unauslöſchlich blieben?* daſs die *Horaziſche* AUREA MEDIOCRITAS, die mit der *Sokratiſchen* SOPHROSYNE Eins iſt, (die liebe zu

allem gemäfsigten, ruhigen und ſanften Schönen in der natur und im leben) die ſo nahe damit verwandte MENANDRISCHE GRAZIE und Urbanität, und die LUCIANISCHE *feindſchaft gegen alle falſche prätenſion, alles überſpannte*, gegen *Platoniſches gaukelwerk* und *Stoiſche augenbrauen* (*) charakteriſtiſche grundzüge ſeines geiſtes, ſeiner ſitten, ſeiner ſinnes- und lebensart, und ſomit auch ſeiner ſchriften wurden? Wie natürlich alſo, dafs ERASMUS, *ſo* organiſiert, *ſo* gebildet, mit *dieſer* lebhaftigkeit und feinheit des gefühls und witzes, mit dieſer lovialiſchen gemüthsart, die ihn auch in ſeinem umgange zum liebenswürdigſten geſellſchafter machte, mehr luſt hatte — *Komödie* als *Tragödie* zu ſpielen?

Zwar ſind XENOPHON, *Sir* PHILIPP SIDNEY, und vielleicht einige andre unter Alten und Neuern, beyſpiele, dafs *die Grazien des geiſtes*, ſo wie ein hoher grad körperlicher ſchönheit, ſich mit den vollkommenheiten, die den *Helden* bilden, gar wohl in

(*) *Praeſtigias platonicas et ſtoicum ſupercilium.* v. *Erasmi Epiſtol. L. XXIX. ep. 5.*

in Einem subjekt zusammentreffen können. Abe, wie höchstselten ists, dafs *Natur* und *Glük* zu hervorbringung eines vollkommnen menschen in einen solchen bund treten? — Und dennoch zeigt sich sogar bey diesen ächten *Schön-Guten* (ΚΑΛΟΙ ΚΑΙ ΑΓΑΘΟΙ) dieser auch dem Erasmus eigene charakteristische hang zu persönlicher freyheit, ruhe, und einem unter die Musen und die freuden des geselligen lebens getheilten leben! Man braucht nur leben und tod XENOPHONS mit leben und tode PHOCIONS zu vergleichen, um den ganz einleuchtenden unterschied zu fühlen.

ERASMUS wurde von seinen tyrannischen vormündern wider seine entschiedene neigung dem *clericalischen stande* gewidmet, und (was ihm am unerträglichsten war) *dem zwang einer ordensregel* unterworfen. Von dem leztern hatte er zwar den muth und das glük sich wieder los zu machen: da er aber doch ein Clericus bleiben mufste, was konnte billiger seyn, als dafs er seine unbegränzte liebe zum studieren und zur freyheit des geistes und lebens

mit den wesentlichsten pflichten seines standes zu vereinigen suchte? Schon auf seiner ersten reise nach England, die er nach vollendung seiner akademischen jahre zu Löwen und Paris vornahm, erwarb er sich die liebe und hochachtung der *gelehrtesten* und *aufgeklärtesten* — und dies hiefs damals meist so viel als der *vornehmsten* männer in kirche und stâte. Seine seltnen gaben, seine wissenschaft und wohlredenheit, sein wiz und seine angenehmen sitten dienten ihm überall für die beste empfehlung. Er gieng nach Italien, und vermehrte wo er hinkam, zu Bologna, Venedig, Padua und Rom, die zahl seiner freunde; es war ein wunder für die welschen, einen jungen Belgier zu sehen, der die wissenschaft zu ihnen brachte, die andre bey ihnen hohlten. Seine litterarischen verbindungen mit dem berühmten ALDUS und dessen gelehrten freunden — die erste ausgabe seiner mit belesenheit, kritik und philosophie vollgestopften *Adagia*, sein *Plautus*, *Terenz*. u. s. w. machten ihm schon einen weitverbreiteten ruhm; und schon damals hatte man am römischen hofe eine so grosse meynung von ihm,

dafs

dafs man ihn durch antragung der ſtelle eines Pönitentiarius zu Rom feſtzuhalten ſuchte. In der folge erwarben ihm ſeine *Anmerkungen zum neuen Teſtament*, ſeine *Paraphraſen*, und andre werke in dieſem fache, (wozu ihn die ehmals zu Turin angenommene Doktorwürde der Theologie berechtigte) den ruf eines eben ſo eminenten *Theologen*, als ihm ſeine grammatiſchen und kritiſchen arbeiten eine der oberſten ſtellen unter den *Philologen* ſeiner zeit, und ſeine *Adagia*, *Colloquia*, und *Encomium Moriae* (*) unter den *Sokratiſchen Weiſen* verſchafft hatten. Sein anſehen ſtieg nun von jahr zu jahr; die gröſsten fürſten ehrten ihn, ſchützten ihn, und eyferten in die wette, ihn bey ſich zu fixieren. Seine widerſacher ſelbſt, die Mönche und einige *Doctores obſcuriſſimi* vom ſchlag eines *Eck*, *Stunica*, (**) *Bedda*, u. dergl. dienten ſeinem glanze nur zur folie. Es lag blos an ihm, ſich durch anſehnliche ehren-

(*) *Commentar über die ſprüchwörter der Griechen und Römer, — Geſpräche zum gebrauche der ſtudierenden jugend — Lob der thorheit.*

(**) *Epiſt. L. XXX. ep. 82.*

renſtellen einen weg zu machen, der ihn endlich zu den höchſten würden in der kirche geführt haben könnte. Aber er zog ſeine freyheit allen andern vortheilen vor, und erwählte ſich endlich, theils um in dieſem elemente ſeines geiſtes deſto ungeſtörter leben zu können, theils wegen ſeiner verbindungen mit *Froben* und *Amerbach*, die proteſtantiſche ſtadt Baſel zu ſeinem gewöhnlichſten aufenthalt, wo er auch im jahre 1536. in ſeinem ſiebzigſten jahre verſtarb.

Iſt nicht dieſer einzige auf ſein leben hingeworfne blik ſchon hinlänglich, uns begreiffen zu machen, von welchem gewichte für ihn die perſönlichen beweggründe waren, ſich nicht in die unruhen der reformation hineinziehen zu laſſen? (*) Es war

(*) *Eine ſtelle aus ſeinem im jahre 1519. an* D. Luthern *geſchriebenen briefe iſt zu merkwürdig, um hier nicht angeführt zu werden. Ego me quod licet integrum ſervo (ſagt Erasmus) quo magis proſim litteris reflorescentibus. (dies war ſeine Sparta; Luther hatte eine ganz andre; was hab ich mit dir zu ſchaffen? konnte einer zum*

zu-

war nicht feigheit der ſêle: oder hatte etwa kein muth dazu gehört, die mönche und pedanten, deren zorn wie das brüllen eines jungen löwen war, ja ſelbſt die heilige ſchultheologie, die Decretalen, und die ſämtlichen gebrechen der kirchen-diſciplin, ſo anzugreiffen wie er gethan hat? — Es war nicht begierde oder hofnung ſich beym römiſchen hofe einzuſchmeicheln, und pfründen oder dignitäten zu erſchnappen: denn wenn er das gewollt hätte, warum hätte er die einladung des pabſts Hadrian VI., ſeines

nudern ſagen) *Et mihi videtur plus proſici civili modeſtia quam impetu. Sic Chriſtus orbem in ſuam ditionem perduxit. Sic Paulus Iudaicam legem abrogavit, omnia trahens ad allegoriam. Magis expedit clamare in eos qui Pontificum autoritate abutuntur quam in ipſos Pontifices: idem de Regibus faciundum cenſeo — Quorundam virulentas contentiones magis conducit contemnere quam refellere. Ubique cavendum eſt, ne quid arroganter aut factioſe loquamur, faciamusve; ſic arbitror gratum eſſe ſpiritui Chriſti* — Hatte Erasmus nicht recht? — und doch, wo wären wir, wenn LUTHER auch ſo gedacht hätte?

nes landsmanns und alten freundes, und die glänzenden ausſichten, die ſich ihm damals in Rom öffneten, *ſo gerade zu* von ſich abgewieſen?

Ich bin ſehr geneigt zu glauben, daſs Erasmus, wenn ſein ſchikſal geweſen wäre zwanzig jahre ſpäter in die welt zu kommen, gar leicht ein eben ſo warmer anhänger von LUTHERN hätte werden können als immer ſein freund MELANCHTHON. Allein man denke ſich ihn als einen mann gegen ſechzig jahren, wie er um die zeit des zweyten Akts der *Tragoedia Lutherana* war: auf Einer ſeite mit einer von alter und krankheiten geſchwächten geſundheit, auf der andern in allen den vortheilen des entſchiedenſten ruhms, anſehens und einfluſſes in die gelehrten-republik, im beſize der freundſchaft ſo vieler groſsen und vortrefflichen männer, denen er von der weisheit ſeines betragens gewiſſermaſsen rechenſchaft geben muſste, und (was für ihn ſo wichtig war) im beſiz einer ruhe, die er mit aufopferung alles deſſen, was ihm die fürſten der kirche und weltliche Prinzen ſo oft angeboten, erkauft hatte:

und

und nun frage man ſich, ob er das alles hätte dran geben ſollen, um irgend eine altenmannes-rolle in beſagter tragödie zu ſpielen? Wahrlich er konnte keinen ſolchen gedanken haben, wenn er auch weniger ſcheinbare vorurtheile gegen die güte der ſache gehabt hätte!

Ich wiederhohle es, ich wünſche mit dieſem, wiewohl mangelhaften, apologetiſchen fragmente (denn wie viel wäre noch für Erasmus zu ſagen geweſen, wenn ich gewiſſe unangenehme ſayten hätte berühren wollen! wer luſt hat, leſe ſeine briefe an *Wilibald Pirkhaimer*) nichts zu erhalten, als ein biliges urtheil über einen in ſeiner art und in ſeinem würkungskreiſe vortreflichen mann — der ſo viel zur aufklärung und beſſerung ſeiner zeit beygetragen; deſſen werke groſsentheils noch immer ihren fortdaurenden werth haben; deſſen ſatyriſche und launevolle ſchriften dem aberglauben, der heucheley, der möncherey und *dem ganzen reiche der Göttin* Dummheit mehr abbruch gethan haben als die meiſten ernſthaftere ſtreiter durch alle ihre langweiligen Deduktionen zuſammen genommen; deſſen

fehler endlich durch eine menge verdienſte, tugenden und liebenswürdigkeiten weit überwogen wurden, und, alles gehörig berechnet, ſo unerheblich waren, daſs ſich ein warmer bewunderer kaum enthalten könnte, ſie (wie der dichter *Alcaeus* die fleken an ſeinem liebling) für eben ſoviele ſchönheiten anzuſehen. (*).

(*) *Naevus in articulo pueri delectat* ALCAEUM; *at eſt corporis macula naevus; illi tamen* LUMEN *videbatur.* CICERO de N. D. l. 28.

IX.

IX.

WIE MAN LIEST.

EINE ANEKDOTE.

Es würde wenig helfen, der welt etwas von meinen eigenen erfahrungen, *wie man geleſen wird*, ins ohr zu ſagen; verſchiedene derſelben würden hinlänglich ſeyn, den entſchloſſenſten und harthäutigſten autor auf ewig abzuſchreken. — *Und haben dich doch nicht abgeſchrekt*, grinſt mir ein ſchalk von einem Satyr zu. — Ich bekenne gerne, daſs ich ihm lieber nichts antworten als die ſchuld auf das *ſchikſal* ſchieben will. Aber dieſer tage las ich in einem franzöſiſchen buche eine Anekdote dieſen artikel betreffend, womit ich — wie ſich alles gute gerne mittheilt — meinen leſern, zu eigenem beliebigem nachdenken, aufwarten will. Facta ſind immer lehrreicher als Declamationen. Der Autor — ſein name

thut nichts zur ſache, aber er iſt immer noch einer von den beſten die ſich izt zu Paris von der bücherfabrik nähren — ſpricht von dem manchfaltigen ungemach, dem die ſchriftſteller ausgeſezt ſind, bis der tod ihrem leiden ein ende macht, und die zeit ihre werke entweder in den abgrund der vergeſſenheit ſtürzt, oder, zu ſpät für den armen autor! mit preis und unſterblichkeit krönt. Das unglük — obenhin, unverſtändig, ohne geſchmak, ohne gefühl, mit vorurtheilen, oder gar mit ſchalksaugen und böſem willen geleſen zu werden — oder bloſs zum zeitvertreibe, auch wenn dies gar nicht der zwek des autors iſt — oder zur unzeit, wenn der leſer übel geſchlafen, übel verdaut, unglüklich geſpielt, oder ſonſt mangel an lebensgeiſtern hat: — oder geleſen zu werden, wenn gerade *dieſes* buch unter allen möglichen ſich am wenigſten für ihn ſchikt, und ſeine ſinnesart, ſtimmung, laune, mit des autors ſeiner den vollkommenſten contraſt macht — das unglük, *ſo* geleſen zu werden, iſt, nach der meynung des beſagten Weſtfranken keines von den geringſten, welchen ein ſchriftſteller (zumal in zei-

ten,

ten, wie die unsrige, wo lesen und bücherschreiben einen *hauptartikel des National-Luxus* ausmacht) sich und die armen ausgesezten kinder seines geistes täglich und unvermeidlich blosgestellt sehen muss. Unter *hundert* lesern kann man sicher rechnen von *achtzig* So gelesen zu werden; und man hat noch von glük zu sagen, wenn unter den zwanzig übrigen etwan einer ganz in der verfassung ist, welche schlechterdings dazu gehört, um dem werke das man liesst (wenn es auch nur ein *madrigal* wäre) sein völliges recht anzuthun. Was wunder also, wenn den besten werken in ihrer art, und in einer sehr guten art, oft so übel mitgespielt wird? Was wunder, wenn die leute in einem buche finden was gar nicht darin ist; oder ärgernis an dingen nehmen, die, gleich einem gesunden getränke in einem verdorbenen gefäsze, blos dadurch ärgerlich werden, weil sie in dem schiefen kopfe oder der verdorbnen einbildung des lesers dazu gemacht werden? Was wunder, wenn der geist eines werkes den meisten so lange, und fast im-

mer unsichtbar bleibt? Was wunder, wenn dem verfaſſer oft abſichten, grundſätze und geſinnungen angedichtet werden, die er nicht hat, die er, vermöge ſeines charakters, ſeiner ganzen art zu exiſtiren, gar nicht einmal haben *kann*? Die art wie die Meiſten leſen iſt der ſchlüſſel zu allen dieſen ereigniſſen, die in der litterariſchen welt ſo gewöhnlich ſind. Wer darauf acht zu geben luſt oder innern beruf hat, erlebt die erſtaunlichſten dinge in dieſer art. Die ungerechteſten urtheile, die widerſinnigſten präventionen, die oft für eine lange zeit zur *gemeinen ſage* werden, und zulezt, ohne weitere unterſuchung, für eine *abgeurtheilte ſache* paſſiren, wiewohl kein menſch jemals daran gedacht hatte, die ſache gründlich und unpartheyiſch zu unterſuchen, — haben oft keine andre quelle als dieſe. Der autor und ſein buch werden, mit urtheil und recht, aber nach eben ſo feinen grundſätzen, nach einer eben ſo tumultuariſchen und albernen art von Inquiſition, kurz mit eben der *Iniquität* oder *Sancta Simplicitas* verdammt, wie ehmals in ganz Eu-

ropa, und noch heutiges tages in einigen hellen gegenden unfers lieben teutfchen vaterlandes — DIE HEXEN verbrannt werden. Hier ift das klei- ne beyfpiel, womit ich diefe vorläufige und — vergebliche betrachtung gut machen wollte.

ROUSSEAU'S *neue Heloife* war vor kurzem ans licht getreten. In einer grofsen gefellfchaft behauptete jemand, JEAN-JAQUES hätte in diefem buche den *felbftmord* geprediget. Man hohlte das buch herbey; man lafs den brief vom *St. Preux*, wo die rede davon ift. Alle anwefenden fchrien überlaut, man follte ein folches buch durch den henker verbrennen laffen; und den autor — es fehlte wenig, dafs fie nicht auch *den* mit ins feuer geworfen hätten. Indeffen, da I. I. ROUSSEAU gleichwohl für einen grofsen mann paffirt, fo fanden fich einige, denen es billig dünken wollte, ehe man zur execution fchritte, die fache näher zu unterfuchen. Sie lafen den vorgehenden brief, und dann den folgenden: und da fand fich, dafs gerade diefer brief ganz

entſcheidende gründe *gegen* den ſelbſtmord gab, und daſs I. I. ROUSSEAU über dieſen punkt ganz geſunde begriffe hatte. Aber die ſage des gegentheils hatte nun einmal überhand genommen; die gansköpfe hielten feſt, und fuhren fort mit ihrer eignen dummdreiſtigkeit zu verſichern: JEAN-JAQUES *predige auf der und der ſeite ſeines buchs den ſelbſtmord*, wiewohl er auf der und der ſeite juſt *das gegentheil* that.

„Was iſt nun mit ſolchen leuten anzufangen?“ — Nichts.

„Was ſoll ein ſchriftſteller, der das unglük hat in einem ſolchen fall zu kommen, zu rettung ſeiner unſchuld und ehre ſagen?“ — Nichts.

„Was hätte ihn davor bewahren können?“ — Nichts.

„Sollte denn kein mittel ſeyn?“ — O ja, ich beſinne mich — er hätte ſelbſt ein ganskopf ſeyn — oder auch gar nichts ſchreiben — oder, was das ſicherſte geweſen wäre, beym erſten hineinguk-

ken in die welt den kopf gleich wieder zurükziehen, und hingehen ſollen woher er gekommen war —

„*Das ſind* EXTREMA! —“

So denk ich auch.

Mit den Autoren iſt kein mitleiden zu haben — und den leſern iſt nicht zu helfen. Aber gleichwohl wäre zu wünſchen, *daß die leute beſſer leſen lernten.*

X.

X.

AESOPUS UND SOLON.

Als der berühmte gesezgeber der Athenienser, SOLON, dem könige KROESUS, den er zu Sardes besuchte, gewisse wahrheiten gesagt hatte, die, seit dem es könige giebt, kein König gerne gehört hat; wovon dann eine ganz natürliche folge war, dafs der König ihm kaltsinnig den rücken zukehrte, und den hofleuten über die verwegenheit oder blödigkeit des Athenienfers die hâre zu berge stunden: fagte AESOPUS zu ihm: Solon, entweder man mufs den königen aus den augen bleiben, oder ihnen nichts als *angenehme* dinge fagen. — Sprich lieber, verfezte SOLON, man mufs fie entweder meiden, oder ihnen nichts fagen als was ihnen nüzlich ift.

„*Wer von den beyden weifen männern hatte nun recht?*“

Ich denke, fie hatten beyde recht.

Wer

Wer den Grofsen *gefallen* will, mufs fich ihnen *angenehm* machen können; und wer ihnen *wichtig* werden will, mufs ihnen — aber freylich *auf ihre weife* — *nüzlich* feyn. Ohne das eine oder das andere, was follen fie mit euch anfangen?

Aber, aufrichtig zu feyn, mich dünkt auch in diefem ftücke (wie in fo vielen andern) find die Grofsen um kein hâr anders gemacht als alle andern menfchenkinder.

Der Talente find zweyerley, fagte *der überwinder Perfiens*, THEMISTOCLES. *Einer kann fchön pfeiffen, ein andrer kann aus einer kleinen ftadt eine große machen.*„ — Zuweilen trägt die Natur auch wohl belieben, einen *dritten* hervorzubringen, der beydes kann. Aber, „*wer keines von beyden kann*, fagt D. Swift, oder (um „*teutfcher* zu reden) wer weder was *angenehmes* noch *nüzliches* kann, *verdient mit einem* „*tritt vor den H. aus der fchöpfung hinausgefchupft zu werden.*“

Und das mufs wahr bleiben!

XI.

DIE STERBENDE POLYXENA

DES EURIPIDES.

Welch ein trefliches Süjet würde nicht die AUFOPFERUNG der POLYXENA — wovon Euripides seiner *Hekuba* den Herold Talthybius die Erzählung machen läfst, — für die fêlenmalerin ANGELICA KAUFMANN seyn!

„Das hêr der Griechen hat sich um den grabhügel des Achilles, der durch die treulosigkeit der söhne Priams gefallen war, versammelt, der sêle seines helden das verlangte todesopfer feyerlich darzubringen. *Neoptolemus*, der sohn des helden erscheint, mit *Polyxena* an der hand, die, kurz zuvor Achillens verlobte braut, nun seinen schatten mit ihrem blute befriedigen soll. Er führt sie mitten durchs hêr, und stellt sie auf die spitze des grabhügels.

Ein hauffen auserlesener jünglinge tritt herzu, um das opfer zu halten. Der sohn Achills nimmt eine goldne gefüllte schale, giefst sie auf das grab aus, und, nachdem der Herold dem ganzen hêr ein tiefes schweigen geboten, ruft er den schatten seines vaters an, ladet ihn ein das jungfräuliche

blut

blut zu trinken, welches ihm von den Griechen zum opfer dargebracht werden foll, und bittet ihn um günſtige winde und glükliche heimfarth in ihr vaterland.

Nun entblöſst er das opferſchwerdt, und winkt den jünglingen, das geweyhte mädchen zu faſſen.

Haltet ein, ruft *Polyxena*, die ſeinen wink verſteht: o ihr, deren hände meine vaterſtadt zerſtörten, ich ſterbe freywillig; keiner von euch rühre mich an; unerſchrocken biet ich meinen nacken dem opfermeſſer dar; laſſet mich, um der Götter willen, laſſet mich als eine freye ſterben; verdammet mich, eine königstochter, nicht zur ſchmach, eine ſclavin unter den ſchatten genennt zu werden.

Das hêr murmelt ihr die bewilligung ihrer bitte zu. Agamemnon winkt den jünglingen; ſie gehorchen und treten zurük.

Kaum ſieht *Polyxena* ſich frey, ſo reiſst ſie ihr gewand von der ſchulter, entblöſst einen buſen von ſo vollkomner ſchönheit, daſs man ein marmorbild zu ſehen glaubte, kniet dann auf die erde, und ſpricht, mit einem ton, der das härtſte herz erweichen müſste, zum jüngling: „da, jüngling wähle „ſelbſt wohin du den ſtahl führen willſt, hier iſt „meine bruſt, hier mein hals, ich bin bereit.„

Der ſohn Achills, von mitleiden mit der ſchönen unſchuldigen gerührt, ſtöſst mit zitternder hand das ſchwerdt in ihren hals. Ein blutſtrom ſchieſst hervor; ſie fällt, und noch im ſterben iſt ſie beſorgt züchtig und edel zu fallen.„

Ich

Ich kann diese scene des Euripides nicht verlassen, ohne des schönen zuges zu erwähnen, womit er den eindruk, den dieses rührende schauspiel auf das umstehende griechische hêr gemacht, schildert; — wiewohl seine absicht hier nicht war zu *mahlen*, sondern der armen Hekuba etwas sagen zu lassen, das ihr in ihrem unermeßlichen leiden einigen tröst geben möchte. Es ist ein so charakteristischer zug der griechischen Nationalart, dieses lebhafte gefühl für das sittliche schöne, wodurch sie sich immer vor allen andern völkern ausgezeichnet hat! —

Kaum hat Polyxena den geist aufgegeben, so lauffen alle Griechen herbey, ihrem leichnam die lezte ehre zu beweisen. Einige werfen von ferne frisches laub auf sie; andre tragen fichtenzweige herbey, und richten den holzstoss auf; wer aber nichts herbeytrug (fährt *Euripides* fort,) der hörte von dem zutragenden diese worte: „Was stehst du da, schlech„ter kerl, mit lêrer hand, und bringst dem mädchen „weder einen schleyer, noch sonst etwas, die leiche „zu schmücken? Willst du nicht gehn, und der bra„ven edlen sêle auch was geben?„ — Und gleichwohl waren die männer, die so viel warme empfindung für das schöne in dem edelmuthe, womit Polyxena gestorben war, hatten, die nemlichen barbaren, welche fähig waren, das schuldlose mädchen dem schatten ihres helden abzuschlachten. So hat von jeher der aberglaube das gesundeste sittliche gefühl zerrüttet! und so dringt ein schönes natürell selbst durch die düstersten wolken des aberglaubens!

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

xx 2/2003

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Wieland, Christoph Martin,

Wielands Kleinere Prosaische Schriften

Bd.: 1

Leipzig 1785

P.o.germ. 1622-1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10123380-6
VD18 90444760